

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Schloß Rheinfels

Geldes, so versucht Euch eine neue Zukunft damit zu gründen. Obwohl wie eine Bettlerin lebend, war ich doch nicht arm. Nehmt was mein ist, wenn Ihr keinen Ausweg aus dem Elend findet. Weil ich aber weiß, daß es die eigene Kraft außerordentlich schärft und den stinkenden Mut neu belebt, wenn man einen sichern Rückhalt zu haben glaubt, so habe ich beschlossen, Dir mein lieber Hinz zu befehlen, daß Du das Töpschen nur im Falle der äußersten Not öffnest. Diese wird hoffentlich Dein Fleiß und der Deines Weibes fern halten. Ist es Dir und Ilka gelungen, Euch selbst zu helfen, bedürft Ihr des Talisman nicht mehr und wollt Ihr ihn dennoch

kennen lernen, so verwahrt diesen Papierstreifen für Eure Nachkommen, damit er ihnen ein sicherer Ratgeber sei und sie an Sparsamkeit und Tätigkeit mahne, das Geld aber gebt den Armen des Dorfes und betet zuweilen an dem Grabe der alten Kräuterceuch."

Am nächsten Tage verteilten Hinz und Ilka, was das einsame Weib hinterlassen hatte, unter die Bedürftigsten der kleinen Ortschaft, die Trümmer des zerbrochenen Töpschens jedoch, sowie der Bettel wurden nunmehr unter eine Glasglocke gelegt und unter derselben als wertvolles Familienkleinod behütet, um von Generation auf Generation vererbt zu werden.

## Schloß Rheinfels.

Novelle von Eugen Simon

Der Mond goß sein silbernes Licht über die Herrschaft der Burg Rheinfels des Freiherrn von Assenborn. Eine schöne und reiche Besitzung war diese Herrschaft. Das hohe stattliche Schloß, „Burg Rheinfels“ benannt, mit seinen altersgrauen Zinnen und Türmen, blickte zu Füßen auf ein friedliches Dorf, auf üppige Weinberge, wildreiche Wälder und fruchtbare Aecker und namenlich auf den schönen grünen Rheinstrom hinab; so weit das Auge reichte, war das Land Eigentum des Freiherrn Ewald von Assenborn, der im Range den ersten Fürsten des Landes gleichstand.

Wie oft war der Mond Zeuge gewesen von lärmenden Festlichkeiten, die in diesem Schlosse gefeiert wurden. Wie oft hatte er aus den freiherrlichen Forsten eine glänzende und muntere Jagdgesellschaft zurückkehren gesehen, wie oft hinuntergeblickt auf ein kosendes Liebespaar, welches unter den hundertjährigen

Eichen des Schloßparks wandelte und gegenseitig Schwüre ewiger Treue wechselte. Heute war es still und öde in dem Schlosse. Kein Becherklang, kein Gesang lustiger Zecher, kein Hundegebell, kein Gewieher ungeduldig harrender Rosse unterbrach die Stille der Nacht, kein Licht erhellte die hohen, düsteren Bogensfenster. Nur ein Erker-

fenster war schwach beleuchtet. Dort stand der derzeitige Besitzer des Schlosses und sein Blick ruhte mit dem Ausdruck verbitternen Zornes auf der schönen Landschaft. Er war noch jung, vielleicht dreißig Jahre alt, seine hohe, schlanke Gestalt, die breitetgewölbte Stirn, welche das dicke, schwarzelockte Haar umrahmte, die dunklen, feurigen Augen, die scharfgebogene Nase und die fein geschnittenen Lippen, die der volle Bart beschattete, gaben ihm Anspruch auf den Namen eines schönen Mannes, aber der Schönheit dieser Züge tat die Blasiert-



Das Mädchen sitznd neben ihr, es stützte sich auf die Rücklehne des Sessels.

heit, deren Stempel sie trugen, Abbruch. Außer ihm befanden sich noch zwei Personen in dem kleinen, traulichen Gemach, eine alte Dame und ein junges, schönes Mädchen.

Die Dame schien leidend zu sein, sie saß in einem mit Kissen belegten Sessel, in ihrem Blicke, der unverwandt auf dem jungen Manne ruhte, spiegeln sich ängstliche Besorgnis und Kummer. Das Mädchen stand neben ihr, es stützte sich auf die Rücklehne des Sessels.

„So haben wir keine Hoffnung mehr?“ fragte die alte Dame mit bewegter Stimme.

„Keine, Mutter,“ entgegnete der junge Mann, „die Herrschaft ist zu sehr verschuldet —“

„Wie lautet die Ordonnanz?“ fragte die Freifrau, sich zu dem Mädchen wendend. „Du hast sie mir vorgelesen, Marie, mein Gedächtnis ist so schwach, ich kann mich des Inhaltes nicht genau entsinnen.“

„Sie lautet, daß der Freiherr Ewald von Affenborn aufgefordert wird, am 26. September mit seiner gesamten Familie und Dienerschaft das „Schloß Rheinfels“ zu verlassen, zuvor aber seinen Ansprüchen auf die Herrschaft zu Gunsten des Herrn Löwi in Gegenwart des Richters feierlich zu entsagen, auch alle auf den An- und Verkauf, wie auf die Verwaltung der Herrschaft bezüglichen Papiere in die Hände des genannten Herrn Löwi aus Köln am Rhein niederzulegen.“

„Und so weiter!“ fiel der Freiherr unmutig dem Mädchen in die Rede. „Für die ganze Geschichte gäbe es nicht einen Schuß Pulver, wenn nicht dieser Löwi aus Köln mein Gläubiger wäre. Mit diesem Wucherer mag ich nicht in Unterhandlung treten, von ihm mag ich keine Galtfrist erbitten.“

„Ewald, bedenke, das Erbe deiner Väter steht auf der letzten Karte,“ warnte die Freifrau, „morgen sollen wir unsern Stammsitz für immer verlassen und am Bettelstabe hinauswandern, um eine neue Heimat zu suchen.“

Der junge Mann wandte sich um. „Trage ich allein die Schuld?“ fuhr er zornig auf. „Hat nicht mein Großvater schon den achten Teil der Ländereien verpfändet? Hat nicht mein Vater —“

„Daß die Toten ruhen,“ fiel Frau von Affenborn ihm ernst ins Wort. „Dein Großvater verpfändete jene Ländereien, weil die Not ihn dazu trieb. Der Krieg hatte die Ernte vernichtet und das Dorf eingäschert. Dein Vater mußte ebenfalls einige Aecker verpfänden, um den durch den Mißwachs mehrerer Jahre verarmten Bauern unter die Arme greifen zu können. Aber bei seinem Tode zählte die Kasse einen so bedeutenden

Barbestand, daß jere Pfandscheine hätten eingelöst werden können. Du tratest nach der Beerdigung deines Vaters eine Reise nach Italien an, als du zurückkehrtest, waren neue Schulden zu den alten hinzugekommen. Meine Bitten und Warnungen fruchteten gar nichts, du bliebst deiner Lebensweise treu. Die guten Freunde wohnten im Schlosse, Jagd- und Feschelage wechselten miteinander ab, tausende wurden an einem Abend im Spiel vergeudet. Daniels warst du nicht zu stolz, dem Löwi in Köln gute Worte zu geben.“

Der Freiherr zuckte die Achseln. „Es war Sache des Verwalters, mich auf den Ruin aufmerksam zu machen,“ entgegnete er. „So oft ich Geld forderte, erhielt ich es, ich habe niemals deshalb gute Worte verschwendet.“

„Der Verwalter hat dir oft genug gesagt, daß die Kasse leer sei und ein neuer Pfandbrief aufgenommen werden müsse, du unterschriebst die Dokumente und mußtest wissen, daß jeder derselben dich deinem Ruine näher brachte. Ich habe dich gewarnt, dich gebeten, abzulassen —“

„Mutter, brechen wir das Thema ab,“ sagte der Freiherr kalt, „deine Vorwürfe ändern das Geschehene nicht. Löwi muß für die Abtretung der Herrschaft mir vierzigtausend Taler zahlen, sie sollen das Fundament bilden, auf welches ich neu aufbauen will.“ —

Die alte Dame schüttelte wehmütig das Haupt. „Ich weiß, was ich von diesen guten Vorsätzen zu halten habe,“ sagte sie, „du hast sie oft gesagt, aber nie ausgeführt. Ich werde morgen mit Herrn Löwi reden, er muß mir einige Stuben in diesem Hause überlassen, ich hoffe —“

„Bah, es würde meiner Ehre widerstreben, mit einem Wucherer unter einem Dache zu wohnen,“ spottete der Freiherr. „Kann ich nicht mehr Gebieter in dem Hause meiner Väter sein, so will ich —“

„Mein Entschluß steht fest,“ unterbrach die Freifrau ihn ruhig. „Mich trifft die Schande unseres Hauses nicht, sie ruht auf dir allein.“ Sie erhob sich und verließ, auf die Schulter des Mädchens gestützt, das Gemach.

Ewald machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten. Sein Blick ruhte wieder auf der schönen Landschaft, die er einst sein eigen genannt hatte, aus der er, der Sohn des stolzen, reichen Freiherrn von Affenborn, morgen mit Schimpf und Schande beladen, scheiden mußte. Wohl hatte die Mutter Recht, ihn allein traf die Schuld. Die Vorwürfe, die sein eigenes Gewissen ihm machte, erbitterten ihn. Hätte ein schwerer Schicksalsschlag ihn getroffen, hätte Krieg, Mißwachs oder Betrug ihm das Erbe der Väter entrispen,

er würde sich vielleicht geduldig in das Unvermeidliche gefügt und mit ungebeugtem Mut in die Zukunft geblickt haben. Nun er sich aber sagen mußte, daß sein Leichtfinn, seine Verschwendung ihn an den Bettelstab brachten, suchte er die Schuld andern zuzuschieben, auf die er seinen Unmut übertragen konnte. Vergangenheit und Zukunft beschäftigten in diesem Augenblick seine Seele nicht, er dachte nur an die Gegenwart, an den Schimpf, der ihm bevorstand. Da fühlte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter, er wandte sich um und blickte in das Gesicht Mariens, welche ihn wehmütig ernst anschaute.

„Deine Mutter zürnt,“ sagte sie sanft, „ich kann ihr nicht Unrecht geben. Sie ist vor dreißig Jahren als glückliche Braut in dieses Haus des Reichthums und der fürstlichen Pracht eingezogen und soll es jetzt als Bettlerin verlassen.“

„Kann ich's ändern?“ unterbrach Ewald sie. „Glaubst du, mich lasse der Sturz unseres Hauses kalt und gleichgültig? Der Name meiner Väter ist beschimpft, die alte Mutter — doch brechen wir ab, der Gedanke an die Tage, welche dem heutigen folgen, verstimmt mich und ich darf nicht weich sein — mit dem Stolz des Adels will ich diesem Löwi, diesem Wucherer, gegenüber treten, wie einen Bettelpfennig will ich ihm die Papiere vor die Füße werfen!“

Marie legte die Hand auf den Arm des jungen Mannes und führte ihn zu einem Sessel.

„Du weißt, ich bin ein armes, schlichtes Mädchen,“ sagte sie, als der Freiherr sich gesetzt hatte, „die Freifrau von Assenborn adoptierte mich, als meine Großmutter, die alte Schlossverwalterin, Katharina von Bora, starb. Du zähltest bereits sechzehn Jahre, als ich, ein fünfjähriges Kind, dich zum ersten Mal Bruder nannte, ich gewann dein Herz. Du liebtest mich, wie ein Bruder seine Schwester lieben kann.“

Der Freiherr nickte gedankenvoll. „Ja, ja, es war eine schöne Zeit, als wir noch mitsammen in Schloßparke spielten,“ flüsterte er, „weßhalb rußt du die Erinnerung an sie wach?“

„Wohl war es eine schöne Zeit,“ fuhr Marie fort, „ich erfreute mich deiner Liebe, deines Vertrauens, — hätte ich sie nie verloren! Du

wärest heute noch der reiche, beneidete Freiherr von Assenborn.“

„Wann habe ich sie dir entzogen?“ fragte Ewald, ohne den Blick zu erheben.

„Wann? Entfinnst du dich noch des Tages, an welchem ich dich warnte vor deinen Freunden? Erinnerst du dich noch des Briefes, welchen ich dir schrieb, als du von Italien aus den Verwalter beauftragtest, den Wald lichten zu lassen? Du erwidertest, deine Freunde seien treu, und das Vertrauen auf die Redlichkeit des Verwalters könne durch einen ungerechtfertigten Argwohn nicht erschüttert werden. Ich mußte schweigen, deine Antwort bewies mir, daß ich dein Vertrauen nicht mehr besaß.“

Der Freiherr blickte auf. „Du gehst zu weit, Marie,“ sagte er. „Damals fordertest du, ich solle mit meinen Freunden brechen und den Verwalter entlassen; du zähltest erst sechzehn Jahre, ich muß deine Forderungen für das nehmen, was sie wirklich waren, Einflüsterungen meiner Mutter.“

„Sie waren dies nicht, Ewald. Ich beobachtete im Stillen und entdeckte manches, was dir verborgen blieb. Ich war zu jung, zu unerfahren, um meinen Verdacht näher zu untersuchen, deine Mutter beauftragte einen Advokaten, dies zu tun, der sie mit der Versicherung beruhigte, die Bücher seien in bester Ordnung.“

„Da siehst du, daß dein Verdacht der Begründung entbehrte,“ entgegnete Ewald.

„Vorausgesetzt, daß ich der Begründung des Advokaten Glauben schenken will. Ich vermute, daß er durch den Verwalter bestochen wurde und diese Vermutung gewinnt dadurch, daß er jetzt das Interesse deines Gläubigers vertritt, einen festen Halt.“

Ewald erhob sich. „Du klammerst dich an einen Strohhalme, Marie,“ sagte er. „Den Glauben, daß dieser Strohhalme uns retten könne, magst Du nicht gern fahren lassen. Ich wiederhole, daß ich dem Verwalter, der nun schon seit zwanzig Jahren in unsern Diensten steht, mein volles Vertrauen schenkte. Aber gesetzt auch, er habe sich Unterschleife zu Schulden kommen lassen, wozu kann es frommen, daß ich ihn zur Rechenschaft ziehe? Morgen geht die Herrschaft in fremde Hände über —“



„Wer weiß?“ fiel Marie ihm rasch ins Wort. „Vielleicht kommst du aus dem Schiffbruch —“

„Törichte Hoffnung!“ fuhr der Freiherr gelassen fort. „Ich habe mich in den Sturz meines Hauses gefunden, mag es denn zusammenbrechen, ich will es neu aufbauen. Wozu die Verwaltungsbücher durchgehen? Ich würde mich nur ärgern über die Summen, die das Spiel verschlungen hat. Nein, nein, denken wir über die Ursache des Sturzes nicht weiter nach, wir können das Geschehene doch nicht ändern.“

Marie hatte sich dem Freiherrn genähert, stolz und zürnend stand sie ihm gegenüber. „Ewald, ich habe dich stets geachtet,“ sagte sie, und der sanfte Ton ihrer Stimme war einem kalten Ernst gewichen, „selbst der Leichtsinns konnte dir meine Achtung nicht rauben. Ich beklage dich, aber die Hoffnung, der Ernst des Mannes würde über den Leichtsinns des Jünglings siegen, ließ ich nie fallen. Der Augenblick ist gekommen, in welchem du diesen Ernst zeigen mußt, die Stunde hat geschlagen, die den Mut und die Tatkraft von dir fordert und jetzt zögerst du, dem hereinbrechenden Sturme die Stirn zu bieten, dem Schicksal mit Ernst und Mut entgegenzutreten! Das raubt dir meine Achtung, Ewald, nicht der Sturz deines Hauses beschimpft dich, sondern die feige Gleichgültigkeit, mit welcher du diesen Sturz geschehen läßt.“

Sie schritt, ohne eine Erwiderung abzuwarten, hinaus. Ewald blickte mit düsterem Trost ihr nach. „Bah!“ murmelte er, „das Herz des Weibes glaubt in jeder Sternschnuppe einen Stern zu entdecken, es hält an der Hoffnung fest, bis die Wellen die letzte Blanke verschlungen haben. Die letzte Nacht!“ fuhr er fort — „ruiniert!“ und ein Schatten der Behmut glitt über sein düsteres bleiches Antlitz. „Die letzte Nacht im Vaterhause! Als der Vater starb, als er die Hand segnend auf mein Haupt legte, — bäh, wozu diese ernstesten Gedanken? Können Klagen und Vorwürfe das Rad des Schicksals in seinem Laufe hemmen? Fort mit ihnen, ich will heiter sein, heiter das Erbe verlassen, welches ich heiter antrat!“

Er näherte sich der Tür und zog die Glocke. „Eine Flasche Champagner!“ herrschte er den eintretenden Diener an. „Wird wohl nicht manche Flasche mehr im Keller liegen, alte Nachteule, daß du den Kopf schüttelst, he? Vorwärts sage ich, Löwi, der Bucherer, der morgen hier einzieht, mag das Einzugsfest mit seinem eigenen Weine feiern, der Keller des Freiherrn von Aussenborn soll auch keinen Tropfen dazu liefern.“

Der alte Diener blickte sein Herrn vorwurfs-

voll an. „Entsinnen sie sich nicht mehr, gnädiger Herr, daß gestern abend ihre Gäste die letzte Flasche ausgegossen haben?“ sagte er, das graue Haupt schüttelnd. „Sie selbst gaben Befehl, daß der Keller den Trun . . . den Herren geöffnet werden sollte.“

„Schweig, alter Rabe!“ fuhr der Freiherr zornig auf. „Was kümmert's dich!“

„Wenn aber der gnädige Herr eine Flasche Tokajer aus dem Keller seines alten Dieners nicht verschmähen wollen —“

„Sieh, sieh, du hast deinen eigenen Weinkeller?“

Der alte Mann schüttelte, schmerzlich lächelnd, wiederum das Haupt. „Die Flasche hat Ihre gnädige Frau Mutter mir geschenkt, damals, als mein Weib krank lag,“ fuhr er fort. „Fünf hat meine arme Frau getrunken, die sechste ist stehen geblieben, weil —“

„Ich weiß, deine Frau starb,“ unterbrach der Freiherr ihn in mildem Tone. „Na, Alter, wir haben alle unsere Last zu tragen. Geh, hole die Flasche, wir wollen sie gemeinschaftlich leeren.“

„Ja, ja, ein jeder hat seine Last zu tragen,“ sagte der Alte, „aber die Last, die Gottes Vorsehung auf unsere Schultern legt, drückt doch nicht so schwer, wie die, welche wir uns selbst auflegen.“ —

Ein Lächeln bitteren Hohnes glitt über die Lippen des Freiherrn. „Je älter die Leute werden, desto größere Freiheiten erlauben sie sich,“ murmelte er. „Wenn der Wein ihn gesprächig macht, wird er mir eine Moralpredigt halten. — Aber was ist denn das? Feuerschein rötet den Himmel —“

„Unten im Dorfe brennt's!“ rief der Diener, der atemlos in das Gemach stürzte. Soeben hat der Nachtwächter die Meldung gemacht, er will die Schloßspritze holen.“

Der Freiherr hatte sein eigenes Unglück vergessen. Ihm, als Herren des Dorfes lag es ob, sich zur Brandstätte zu verfügen und an Ort und Stelle die geeigneten Maßregeln zu treffen. Die Gelegenheit, durch anstrengende Beschäftigung seinen quälenden Gedanken entrinnen zu können, ergriff er mit Freude, und wenn er sich auch sagen mußte, daß er nicht für sich, sondern für den verhassten Gläubiger rettete, noch war er Herr und seiner Pflicht als solcher wollte er auch bis zur letzten Minute nachkommen.

„Laß ein Pferd an die Spritze spannen,“ rief er dem Diener zu, „die Knechte sollen sich sofort ins Dorf verfügen und Hand ans Werk legen, ich werde augenblicklich folgen. — Wen trifft das Unglück?“

„Den Schreiner, er hat eine Frau und vier Kinder.“

„Das hat er davon!“ sagte der Freiherr unmutig. „Er war der einzige im Dorfe, der sich stets weigerte, seine Habe zu versichern.“

In dem Augenblick, in welchem der Freiherr das Zimmer verlassen wollte, trat Marie ihm entgegen. „Wohin willst du, Ewald?“

„Hinunter ins Dorf,“ erwiderte der junge Mann, indem er das Mädchen sanft bei Seite schob. „Sorg' dafür, daß die Leute hier ein Obdach finden, wenn's auch nur für eine Nacht ist.“

Er eilte fort, Marie sah ihm nach, bis er am Ende des Korridors ihrem Blicke entchwand.

„Sein Herz denkt zu edel,“ sagte sie leise, „ich muß für ihn handeln. Trotz aller Beweise für den Verrat und die Schurkerei derjenigen, die seine Freundschaft mißbrauchten, glaubt er noch immer an die Redlichkeit der Menschen.“

Sie schritt langsam über den Korridor der Treppe zu. „Wie aber dann, wenn meine Vermutungen mich täuschen, wenn mein Verdacht unbegründet ist?“ fuhr sie fort, indem sie stehen blieb. „Wird man mich nicht des Diebstahls beschuldigen? Wäre

die Anklage nach dem Wortlaut des Gesetzes nicht gerechtfertigt? Mut, Mut, du schwaches Herz, für sie, der ich so viel verdanke, für ihn, den ich liebe, mußt du alles wagen, alles opfern können.“

Marie stieg die Treppe hinunter und trat in die Wohnung des Verwalters, der ebenfalls sich in das Dorf begeben hatte. Der Freiherr traf nach wenigen Minuten auf der Brandstätte ein. Das Häuschen war zweistöckig, glücklicherweise lagen die Nachbarhäuser zwanzig Schritt von demselben entfernt. Die Flammen hatten das obere Stockwerk bereits ergriffen. Die Bauern, statt zu retten und zu löschen, standen untätig in Gruppen umher und tauschten ihre Ansichten über die Entstehung des Brandes aus, nur einige wenige beteiligten sich an der Rettung der Mobilien.

Der Freiherr ließ sofort eine Kette von der Brandstätte bis zum Brunnen bilden, und befahl einigen, die Möbel, welche vor der Hütte lagen, fortzuschaffen.

Da stürzte plötzlich eine Frau mit dem gelenden Ruf: „Mein Kind! Mein Kind! auf das brennende Haus zu.

Der Freiherr hielt sie zurück. „Wohin wollt Ihr? fragte er, „seht Ihr denn nicht, daß Ihr in den Flammen umkommen würdet?“

„Herr, mein Kind, schaffst mir mein Kind!“ rief die Frau händeringend. „Laßt mich, ich muß hinein.“

„Drei sind gerettet,“ sagte einer der umstehenden Bauern, „das vierte liegt oben im zweiten Stoß.“

„Wo ist der Schreiner?“ fragte Ewald.

Er hat einigemal versucht, sein Kind zu retten, aber es ist unmöglich hineinzukommen.“

„Laßt mich, und müßte ich mit meinem Kinde sterben, ich will hinein!“ rief die verzweifelte Mutter.

„Will keiner von Euch die Rettung des Kindes wagen?“ wandte der junge Mann sich zu den Bauern.

„Wer nichts zu verlieren hat, kann versuchen, wir setzen unser Leben eines fremden

Kindes wegen nicht auf Spiel.“

Der Freiherr entriß einem der Umstehenden einen mit Wasser gefüllten Eimer und schwang ihn mit Riesenkraft hoch über sein Haupt, so daß der Inhalt desselben sich über ihn ergoß. Im nächsten Augenblick war er in dem brennenden Hause verschwunden. Rauch und Flammen schlugen ihm entgegen, er beachtete es nicht, er eilte mit Fieberhaft die schmale Treppe hinauf und trat durch die erste Türe, an deren Balken bereits die Flammen leckten, ein. Er zertrümmerte das Fenster, ohne zu beachten, daß die Glasscherben seine Hände verwundeten, um den Rauch hinauszulassen.

„Die Kammer neben Ihnen!“ hörte er eine Stimme rufen.

Er eilte wieder hinaus, es war unmöglich,



Als er ins Freie trat, sank er ohnmächtig zusammen.

die Thür des Nebenzimmers zu erreichen, der Fußboden und die Balken brannten bereits lichterloh. Er trat in das Zimmer zurück, nahm einen Stuhl und stieß die dünne Fachwand ein. Rauch füllte auch diese Stube. Der Freiherr zwängte sich durch die Oeffnung, welche er gebrochen hatte und schritt vorsichtig und langsam vorwärts. Sein Fuß stieß an einen Gegenstand, er bückte sich, das Kind lag auf dem Boden. Ewald nahm es auf seine Arme und trat den Rückzug an. In derselben Richtung zurückschreitend, fand er die Oeffnung bald, die Thür erkannte er an den brennenden Balken. Die Treppe brannte, die Stufen krachten. Der Freiherr preßte das Kind fest an sich und eilte, die Bretter mit seinen Füßen kaum berührend, hinunter.

Als er ins Freie trat, sank er ohnmächtig zusammen, in demselben Augenblick stürzte die Decke beider Kammern ein.

Die Bauern wußten keinen besseren Rat, als daß sie einen Eimer über den Freiherrn ausgossen, das kalte Bad brachte den Bewußtlosen wieder zu sich.

Er eilte in den Garten, in welchen die unglückliche Familie sich geflüchtet hatte. Das Kind lag leblos in den Armen der Mutter. Ohne die Kälte, die ihn durchschauerte, noch die Schmerzen, welche die erhaltenen Brandwunden ihm verursachten, zu beachten, stellte der Freiherr unverzüglich Versuche zur Wiederbelebung des elben an. Nach halbstündiger unausgesetzter Bemühung gelang es ihm, das Kind ins Leben zurückzurufen.

Der Dank der Eltern wollte kein Ende finden. Der Freiherr forderte die Familie auf, ihm ins Schloß zu folgen.

„Da habt Ihr's!“ sagte er zu dem Schreiner, der trotz seiner Brandwunden das kleinste Kind auf den Arm genommen hatte, während die Mutter das gerettete trug. „Wie oft habe ich Euch geraten, Eure Habe zu versichern, nun seid Ihr am Bettelstabe. Was wollt Ihr jetzt beginnen?“

„Gnädiger Herr, ich war ein Tor, daß ich Ihren Rat nicht befolgte,“ erwiderte der Schreiner, „ich bouete wohl zu sehr auf die Beständigkeit des Glücks. Daß mich ein Brandunglück treffen könne, hielt ich nicht für möglich, aber unwahrscheinlich, denn niemand war in Bezug auf Feuer und Licht vorsichtiger wie ich. Aber nun unser Kind gerettet ist, habe ich wieder frischen Mut. Durch Fleiß und Sparsamkeit haben wir uns eine kleine Summe erspart, sie sollte ein Notpfennig sein für unsere alten Tage, nun wer-

den wir sie zum Bau eines Häuschens verwenden müssen.“

„Ihr habt selbst Euer Unglück verschuldet,“ sagte Ewald.

„Gnädiger Herr, können Vorwürfe es ändern? Der ist zu bauern, den ein Unglück trifft, aber derjenige, welcher aus dem Unglück nicht eine Lehre für die Zukunft zieht, den muß man verachten. Träge und feig die Hände in den Schoß legen, wenn einmal eine düstere Wolke über uns hinwegzieht, ist eines Mannes unwürdig.“

Ewald schwieg, er fühlte sich getroffen. Die Worte dieses so schlichten Handwerkers machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Auch er stand ja auf dem Punkte, alles zu verlieren, auch er konnte vielleicht aus den Trümmern noch manches retten. Maria hatte ihn sogar zur Rettung aufgefordert, aber er zog es vor, diese Rettung nicht zu versuchen, weil er befürchtete, Verdruß durch sie zu ernten. Die Erinnerung an den Heldennut und die todesverachtende Aufopferung der Mutter trat lebhaft vor seiner Seele. Um ihr Kind vielleicht nur die Leiche den Flammen zu entreißen, wollte sie selbst sich in das Feuer stürzen, ungeachtet sie den sichern Tod vor Augen sah. Die Mutterliebe kannte keine Gefahr, sie klammerte sich mit der Verzweiflung des Ertrinkenden an die Hoffnung, das Leben des Kindes zu retten und brachte das eigene Leben der Erfüllung dieser Hoffnung freudig zum Opfer. Auch Ewald besaß eine Mutter, er wußte, daß sie mit derselben unsäglichem Liebe an ihrem einzigen Kinde hing und wie lohnte er ihr dafür! Welche Sorgen, welchen Gram hatte er ihrem Herzen bereitet, welcher Kummer, welches Elend stand ihr seinetwegen noch bevor.

So dankte er ihr, die ihn erzogen, ihn gelehret, die in den Jahren seiner Kindheit mit unermüdlicher Aufopferung über ihn gewacht hatte, die noch jetzt mit hingebender Liebe an ihm hing. Konnte er sagen, daß das Unglück ihn unverschuldet betroffen habe? Mußte er sich nicht vorwerfen, daß sein Leichtsin, seine Verschwendung allein die Schuld an seiner Verarmung tragen? Er hatte gesehen, was eine Mutter für ihr Kind zu opfern fähig ist, er war überzeugt, daß in solchem Falle auch seine Mutter ihr Leben für seine Rettung wagen würde. Und er? Die Qualen der Reue solterten seine Seele, während er neben dem Schreiner einherschritt. Nur noch wenige Stunden blieben ihm bis zu jener Katastrophe, die das Wappen des Freiherrn von Assenborn mit Schimpf und Schande bespuckte, er wollte sie benutzen. Erreichte er auch in dieser kurzen Frist nichts weiter, als die Verzeihung der Mut-

ter, die er so tief, so bitter getränkt hatte, so konnte er doch ruhig und mutig der Zukunft entgegen schauen. Im Schlosse nun angelangt, wies der Freiherr der Familie einige Zimmer an, dann eilte er rasch hinauf, um seinen Vorsatz unverzüglich auszuführen.

Die Freifrau hatte sich bereits zur Ruhe begeben. Ewald wollte den Schlaf der alten Dame nicht stören: vor zehn Uhr fand das Gerichtspersonal aus Köln am Rheine sich nicht ein, um acht Uhr war Frau von Assenborn munter, bis dahin mußte der Freiherr sich gedulden. Er beauftragte den alten Diener, für die Familie des Schreiners Sorge zu tragen, ihr Erfrischungen und Salbe für die Wunden zu reichen und das geretete Mobiliar in das Schloß schaffen zu lassen. Erst nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, ging er in sein Schlafgemach, um sich umzutheilen und den verwundeten Arm zu verbinden. Alsdann lehrte er in die Erkerstube zurück, von der man einen herrlichen Ausblick den Rhein entlang mit seinen romantisch gelegenen Ruinen und Schlössern hatte.

Miternacht war längst vorbei, der Freiherr, welcher ob schon physisch erschöpft, das Bedürfnis des Schlafes nicht fühlte, ließ den Verwalter rufen. Der Diener kehrte mit der Meldung zurück, daß der Verwalter bereits zu Bett gegangen sei. Der Freiherr befahl, ihn zu wecken. Eine halbe Stunde verstrich, ehe der Gerufene erschien. Ewald ließ seinen Blick forschend auf den düstern, scharf markierten Zügen des hageren Mannes ruhen. Zum ersten Male entdeckte er heute in ihnen etwas, was ihn befremdete, was ihn zurückstieß, aber hieran konnten auch die Worte Mariens schuld tragen.

„Sie ließen mich rufen, Herr Baron,“ nahm der Verwalter das Wort, „ich wünsche zu wissen“

„Ich verlange die Verwaltungsbücher,“ unterbrach der Freiherr ihn.

„Zu welchem Zweck?“ fragte der Verwalter, dessen Blick nun lauernd auf dem jungen Mann ruhte.

„Zu welchem Zweck?“ fuhr Ewald zornig auf. „Habt Ihr ein Recht, danach zu fragen? Noch bin ich Herr in diesem Schlosse und Ihr seid mein Diener.“

Der Verwalter zuckte die Achseln, verachtende Geringschätzung spiegelte sich in dem Blicke, welchen er dem Freiherrn zuwarf. „Die Bücher haben zu jeder Stunde Ihnen zur Verfügung gestanden, Herr Baron, Sie hielten es nie der Mühe wert, einen Blick hineinzuwerfen, erst heute, kurz vor dem Augenblicke, in welchem Sie die Herrschaft Ihrem Gläubiger Herrn Löwi abtreten müssen, fällt es Ihnen ein —“

„Wenn Ihr nicht augenblicklich und ohne ein Wort weiter zu verlieren, meinem Befehle gehorcht, werde ich kurzen Prozeß mit Euch machen!“ rief der Freiherr, den der Hohn des Untergebenen um so mehr erbitterte, weil er sich sagen mußte, daß derselbe gerecht war. „Ich verlange die Bücher, weigert Euch noch einmal, sie vorzulegen, so lasse ich Euch als des Betrugs verdächtig dem Gerichte überliefern.“

Diese Drohung, deren Verwirklichung bei wiederholter Verweigerung des Gehorsams vorauszu sehen war, verfehlte ihren Eindruck nicht, der Verwalter entfernte sich.

Die trotzigte Sprache, welche dieser vordem so kriechende unterwürfige

Mann führte, der Hohn, mit welchem er seinem Herrn gegenübertrat und das unverkennbare Bestreben, den Befehl des Freiherrn zu umgehen, erweckten in der Seele Ewalds die Vermutung, daß der Verdacht Mariens begründet sei.

Aber selbst, wenn dem so war, wenn der Verwalter sich durch Betrug bereichert hatte, wodurch konnte Ewald es beweisen? Er befaß im Verwaltungssache nicht die geringsten Kenntnisse, und abgesehen hiervon war die Zeit zur Ermittlung des Betrugs zu kurz. Ihn zu entdecken, und festzustellen, bedurfte es vielleicht der Arbeit mehrerer Tage und nach wenigen Stunden war es schon zu spät!

Die Rückkehr des Verwalters verzögerte sich auffallend, der Freiherr hatte schon dreimal die





Stode gezogen, es schien fast, als ob das gesamte Dienstpersonal das Schloß verlassen habe. Ewald entschloß sich, hinunterzugehen, um die Ursache dieser Verzögerung zu erforschen. Als er die Tür zum Wohnzimmer des Verwalters öffnete, sah er den Litteren, von der Dienerschaft umringt, vor einem offenen Schrank stehen. Dieser Schrank, welcher zur Aufbewahrung der Verwaltungsbücher und Dokumente benutzt wurde, war bis zur Hälfte leer. Der Verwalter wandte sich beim Eintritt seines Herrn um, der Ausdruck starren Entsetzens ruhte auf seinen finsternen Zügen.

„Ich warte bereits seit einer halben Stunde,“ sagte der Freiherr barsch, „beißt Euch!“  
 Der Verwalter zeigte auf den Schrank hin. „Dort lagen die Bücher noch gestern Abend,“ sagte er, „ich selbst legte sie in den Schrank, jetzt sind sie spurlos verschwunden.“

Der Freiherr glaubte nicht an die Aufrichtigkeit dieser Behauptung, die nur zu sehr geeignet war, den plötzlich erwachten Verdacht zu bestärken. Er drohte mit Haussuchung und sofortiger Verhaftung; der Verwalter zuckte die Achseln und äußerte die Ansicht, daß der Baron selbst, um die Katastrophe hinauszuschieben, der Dieb sein könne. Zur Begründung dieser Ansicht führte er an, daß er, nachdem er die Bücher hineingelegt, den Schrank verschlossen und den Schlüssel in seine Tasche gesteckt habe, daß aber außer diesem ein zweiter Schlüssel vorhanden sei, der seit Jahr und Tag in dem Sekretär des Freiherrn liege und niemand die Benutzung dieses Schlüssels zur Entwendung der Bücher bezweifeln könne, da das Schloß unversehrt und der Schrank wieder verschlossen gewesen sei.

Diese Frechheit empörte den Freiherrn. Er entsann sich allerdings, daß jener zweite Schlüssel in dem Sekretär lag, aber nie hatte er daran gedacht, von demselben Gebrauch zu machen. Er befahl einigen Knechten, den Verwalter auf das strengste zu bewachen und ordnete unverzüglich eine Durchsuchung der gesamten Mobilien dieses Mannes an.

Die Bücher wurden nicht gefunden und das Benehmen des Verwalters, welcher die tätige Hilfe bei der Haussuchung leistete, war nicht das eines Mannes, der absichtlich einen Diebstahl vorschützt. Sein Zorn, seine Ratslosigkeit und sein Verdruß trugen zu sehr das Gepräge der Wahrheit, als daß man sie für eine Maske hätte halten können.

Der Morgen grante, als der Freiherr in das Erkerzimmer zurückkehrte. Der Diebstahl, wenn der Verwalter nicht mit meisterhafter Verstellung denselben vorschloßte, war ihm un-

greiflich. Die Katastrophe konnte er durch denselben nicht aufhalten, aber jedenfalls wollte er strenge Untersuchung beantragen und die Bücher, sobald sie sich vorfanden, einer genauen Revision unterwerfen lassen. Diese Revision, möchte sie ausfallen wie sie wollte, änderte freilich das Urteil nicht, welches die Herrschaft Assenborn dem Gläubiger des derzeitigen Freiherrn überlieferte, aber durch sie konnte Ewald vielleicht die Schande, welches dieses Urteil über ihn brachte, mildern.

Als die Schloßuhr acht schlug, ließ der Freiherr seine Mutter um eine Unterredung bitten.

Die alte Dame empfing den Sohn in einem Anzuge, welchen sie früher nur bei Hoffesten getragen hatte. Eine Robe von schwerer buntgestrichter Seide umrauschte sie, ein Diadem von wertvollen Brillanten schmückte ihr ehrwürdiges Haupt.

Ewald war betroffen, er wußte im ersten Augenblick den Zweck dieser gewählten Toilette nicht zu erklären. Nie war die Dame ihm so ehrwürdig erschienen, nie hatte er so deutlich in den Zügen der Mutter das bittere Seelenleiden gelesen, als dessen Ursache er sich allein anklagen mußte.

„Verzeihung, Mutter,“ sagte er, indem er die Hand der alten Dame ergriff, „ich habe während der vergangenen Nacht eingesehen —“

„Mein Sohn, du sagtest gestern Abend: Was können deine Vorwürfe an dem Geschehen ändern?“ fiel Frau von Assenborn ihm ruhig ins Wort. „Ich frage dich jetzt, was kann meine Verzeihung ändern? Ich habe dir nie Groll nachgetragen, nur dich bedauert und bitter beklagt, daß du nicht den Ernst, die Charakterfestigkeit und den sparsamen Sinn deines Vaters besaßest.“

„Es soll anders werden,“ sagte Ewald, „ich bin zur Einsicht gekommen.“

„Wirft du die Kraft besitzen, diesem Vorsatz auch treu zu bleiben?“

„Gewiß, ich werde es! Die Lehre, welche ich in vergangener Nacht erhielt, hat einen unvergleichlichen Eindruck auf mich gemacht. Wie viel hast du gelitten meinethwegen wie viele Sorgen, wie vielen Kummer habe ich deinem Herzen bereitet! Mutter, wenn nicht die Hoffnung —“

„Sei still, mein Sohn, die vergangenen Tage liegen hinter uns. Wozu kann es dienen, daß wir die Sorgen und den Kummer, den sie uns brachten, in der Erinnerung nochmals durchleben? Mögen die Erfahrungen, mit denen sie dich bereicherten, deinen Charakter stählen und den Vorsatz der Umkehr in deiner Seele befestigen.“

Ewald berichtete seiner Mutter die Ereignisse

der verfloffenen Nacht, nicht um für seine edle That Dank zu ernten, sondern um ihr zu beweißen, daß seine guten Vorsätze sich auf einen guten Grund stützten. Frau von Assenborn hörte schweigend zu. Trozdem das eigene Unglück ihre Seele vollauf beschäftigte, nahm sie doch innigen Anteil an der Schreinerfamilie. In Bezug auf den Diebstahl erklärte sie sich mit der Ansicht Ewalds einverstanden; auch sie hielt dafür, daß eine gerichtliche Untersuchung gegen den Verwalter eingeleitet werden müsse.

„Ich habe dir vergeben,“ sagte sie am Schlusse der Unterredung, indem sie dem Sohne die Hand bot, „ich will auf die Aufrichtigkeit deiner Sinnesänderung vertrauen und mit Rat und That in dem Kampfe, dem du entgegengehst, dir beistehen. Deine Umkehr wird dir schwer fallen, aber ernster Wille kann jede Schwierigkeit beseitigen. Du sagst, uns blieben vierzigtausend Taler, gut, laufen wir uns ein kleines Gut am Rhein und suchen wir durch Fleiß und Sparsamkeit den Flecken wieder zu tilgen, der auf unserm Wappen ruht.“

„So willst du mich begleiten?“ fragte Ewald erfreut.

„Gewiß! Glaubst du, ich habe im Ernst daran gedacht, um ein Obdach in diesem Hause zu betteln? Nicht als eine Bettlerin, als die Freifrau von Assenborn will ich das Schloß, den Stammsitz unserer Ahnen verlassen. Deshalb legte ich diesen Schmach an. Und nun noch eins. Ewald, ich habe schon längst mir dir darüber reden wollen, aber nie den geeigneten Augenblick dazu gefunden. Du weißt, ich nahm Marie an Kindesstatt an, als ihre Großmutter starb, und das Kind, eine Waise, keine Zuflucht hatte. Du hast dem Mädchen stets die Liebe eines Bruders entgegengetragen und vielleicht nicht bemerkt, daß das Saatkorn dieser Liebe andere Blüten trieb, als die, welche es naturgemäß treiben sollte. Sie liebt dich mit der ganzen Blut und Kraft ihrer jungfräulichen Seele, sie liebt dich trotz deinen zahlreichen Schwächen und Verirrungen. Laß mich nun zu Ende reden,“ fuhr sie fort, als der Freiherr sie unterbrechen wollte. „Ich lese in deinem Blick, daß du an diese Liebe nicht glauben kannst, ich finde sie natürlich. Marie betrachtete dich an ihren Bruder, ihre Liebe war um so reiner und aufrichtiger, als sie durch dieselbe mir die erzeigten Wohlthaten zu vergelten glaubte. Sie lernte durch deine Verirrungen dein edles Herz, dein weiches Gemüt kennen und bedauerte tief, daß du nicht die Kraft besaßest, gegen die dich beherrschenden Leidenschaften anzukämpfen. Dieses Bedauern, verbunden mit der Hoffnung, es werde dir gelingen, das Sklavens-

joch abzuwerfen, fesselten dich enger und enger an sie; ehe sie es ahnte, liebte sie dich.“

Der Freiherr hatte sich erhoben; er entsann sich der Worte, welche Marie in verwichener Nacht zu ihm geredet hatte.

„Ich begreife es nicht,“ sagte er, „mein Lebenswandel mußte sie zurückstoßen, sie konnte mich nicht achten —“

„Sage das nicht,“ unterbrach Frau von Assenborn ihn, „ein Mädchenherz geht über den Leichtsinn und die Torheit der Jugend ohne große Bedenken hinweg. Marie hat mir ihre leidenschaftliche Liebe nicht gestanden, aber ich lese in ihrer Seele wie in einem offenen Buche. Ich hielt es für meine Pflicht, dich darauf aufmerksam zu machen; dir bleibt es natürlich überlassen, was du tun willst. Verschmähest du die reine, vertrauende Liebe dieses Mädchens, so darf Marie uns nicht begleiten —“

„Darüber zu entscheiden, Mutter, ist der gegenwärtige Augenblick nicht geeignet,“ fiel der Freiherr hastig ein. „Ich danke dir für deine Mittheilung und bitte dich, mir Zeit zur Ueberlegung zu gönnen.“

„Ich will dir in dieser Angelegenheit nicht raten,“ fuhr Frau von Assenborn ruhig fort, „weder mein Rat, noch meine Wünsche dürfen deinen Entschluß beeinflussen. Nur die Erklärung halte ich für notwendig, daß ich in der bürgerlichen Herkunft Mariens kein Hindernis für das Glück eurer Ehe erblicken würde; Marie ist den Anforderungen unseres Standes entsprechend erzogen, und ihre Tugenden überwiegen den Mangel eines Wappens. Der Seelenadler, Ewald, ist stets der höchste: ihm muß der Geburtsadel nachstehen.“

In Sinnen versunken, verließ der Freiherr das Gemach. Er hatte Marie stets als seine Adoptivschwester betrachtet, und in dieser Eigenschaft war sie für ihn das Kind geblieben, mit welchem er vor Jahren scherzte und spielte. Jetzt stand sie plötzlich als die herangewachsene, blühende Jungfrau vor ihm; er fragte sich, wie es möglich sei, daß er nicht früher schon diese Verwandlung entdeckt habe. Die Mutter hatte von seinen Augen die Birde genommen; auch er blickte jetzt in diese reine Seele, die mit all ihrem Sinnen und Trachten sich vertrauensvoll ihm hingab. Und diese reine unschuldsvolle Liebe, von deren Existenz er niemals etwas geahnt hatte, ermutigte ihn. Das Gefühl, um seiner selbst willen geliebt zu sein, geliebt von einem edlen, engelreinen Herzen, erfüllte ihn mit Stolz, und dieses Gefühl wirkte um so beseligender auf ihn, als er sich von all seinen Freunden, von all denjenigen, welchen er Wohlthaten erzeigt hatte, verlassen sah, als er die

Erfahrung machen mußte, daß seine Freundschaft mißbraucht worden war. Die Unterredung mit seiner Mutter hatte eine volle Stunde in Anspruch genommen und inzwischen der Gläubiger nebst dem Gerichtspersonal sich schon eingefunden.

Als der Freiherr das Zimmer seiner Mutter verließ, trat der Diener ihm schon mit der Meldung entgegen, daß Herr Löwi ihn bitten lasse, im Wappensaal zu erscheinen.

„Also dort!“ murmelte Ewald, während er über den Korridor schritt; „der Bucherer scheint entschlossen zu sein, mir eine Kränkung zu ersparen.“

Herr Löwi, der Friedensrichter, der Verwalter und auch zwei Schreiber hatten bereits an dem großen Speisetisch Platz genommen, sie erhoben sich nicht, als der Freiherr eintrat.

In den dunklen Augen des jungen Mannes bligte es zornig auf.

„Sie kennen das Urteil des hohen Gerichtshofes von Köln?“ nahm der Richter im Tone geschäftsmäßiger Gleichgültigkeit das Wort. „Ich habe also nicht nötig, Ihnen dasselbe nochmals vorzulesen.“

„Sparen Sie die Mühe, ich kenne den Spruch,“ entgegnete der Freiherr kalt. „Bevor derselbe vollzogen wird, verlange ich, daß der Verwalter die Verwaltungsbücher vorlegt.“

„Wozu?“ fragte Löwi.

„Weil ich vermute, daß die Bücher gefälscht sind.“

„Herr Bacon, die Fälschung würde, wenn sie wirklich vorläge, mit der Sache selbst nichts zu tun haben,“ sagte der Richter. „Das Gericht hat die Abrechnung des Verwalters revidiert und beglaubigt. Auf Grund dieser Beglaubigung sind Sie fallit erklärt, die Herrschaft wurde versteigert, und Herr Löwi aus Köln am Rhein, Ihr Hauptgläubiger, steigerte das Besitztum an. Sie erhalten aus diesem Verlauf einen Ueberschuß von vierzigtausend Taler und haben es, nach meiner Ansicht, nur der Tüchtigkeit Ihres Verwalters zu danken, daß dieser Ueberschuß erzielt wurde.“

„In der Tat?“ erwiderte der Freiherr mit unerkennbarem Hohn. „So wäre ich diesem Manne, den ich des Betruges zeihe, Dank schuldig? Ihre Erklärung kann mir nicht genügen; sind die Bücher gefälscht, so war es auch die Abrechnung —“

„Dies zu ermitteln hatten sie vor dem Prozesse Zeit genug,“ fiel Löwi ihm ins Wort. „Die Akten sind geschlossen.“

„Auch dann, wenn ich einen Beleg zu diesen Akten bringe, welcher beweist, daß die Herrschaft Affenborn durch Betrug in Ihren Besitz ge-

kommen ist?“ unterbrach eine heille Stimme den zuversichtlichen Ton Löwis.

Ewald wandte sich um, sein Blick fiel auf Marie, die an der Seite der Baronesse auf der Schwelle des Saales stand. Ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel hätte nicht größeres Entsetzen hervorrufen können, wie diese Worte es taten.

Der Verwalter blickte stier, mit weitgeöffneten Augen, das Mädchen an, während Löwi seine Aufregung hinter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen suchte.

Ewald hatte freudig überrascht sich dem retenden Engel genähert.

„Mein Fräulein, diese Beweise zu bringen, dürfte Ihnen unmöglich sein,“ sagte der Richter, den dieser Zwischenfall nicht aus der Fassung brachte.

„Hier sind sie,“ entgegnete Marie, indem sie einen Brief entfaltete. „Hören Sie zu.“

„Mein Herr!“ — die Adresse trägt den Namen des Verwalters. — Auf unsere mündliche Unterredung mich beziehend, bestätige ich Ihnen, unserer Absprache gemäß, hiermit schriftlich die getroffene Uebereinkunft, welche folgenbermaßen lautet: Sie übergeben mir zwölf Schuldscheine, jeder auf fünfzigtausend Taler lautend, von dem Freiherrn Ewald von Affenborn unterzeichnet, und tragen diese Summen als Empfang in die Verwaltungsbücher ein, so daß diese Bücher einen Gesamtbetrag von einer Million Taler als meine Schuldforderung aufweisen. Die Herrschaft repräsentiert, nach Abzug der beiden vor längeren Jahren aufgenommenen Pfandbriefe einen Wert von zwei Millionen Taler, wenn wir die vor zwanzig Jahren erfolgte Abschätzung zu Grunde legen, wofür ich durch meinen Advokaten Sorge tragen werde. Ihre Sache ist es, in den Büchern eine Abrechnung aufzustellen, nach welcher die Passiva sich auf zwei Millionen belaufen. Dies können Sie dadurch ermöglichen, daß Sie die alten Pfandbriefe doppelt aufführen; da mein Advokat die Abrechnung revidiert, so ist eine Entdeckung nicht zu befürchten. Der Freiherr von Affenborn wird, wenn Sie den geeigneten Augenblick wählen, uns den Gefallen erweisen, durch seine Unterschrift diese Abrechnung anzuerkennen. Auf Grund derselben trage ich auf Liquidation an. Der Spruch des Gerichts muß zu meinen Gunsten ausfallen. Wir setzen den Termin zur Versteigerung an, halten denselben so viel als möglich geheim und versteigern nötigenfalls bei verschlossenen Türen. Um den Schein zu wahren, biete ich einige Tausend Taler mehr, welche dem Freiherrn ausgezahlt werden. Nach erfolgtem Zuschlag erwirke ich eine Präsidial-Ordnung,

welche dem Freiherrn befiehlt, mit Mann und Maus das Schloß zu räumen und mir die Herrschaft zu übergeben. Dies wäre unser Plan, ich halte ihn für unfehlbar. Am Tage der Uebernahme zohle ich Ihnen zweimalhundertfünfzigtausend Taler, die Hälfte des Betrages der fingierten Schuldscheine. Sie haben mich ersucht, Ihnen Bürgschaft für die Einlösung meines Versprechens zu geben, ich wüßte in der That nicht, welche Sicherheit ich Ihnen bieten könnte, wenn Sie nicht diesen Brief als solche betrachten wollen. Ich habe wohl nicht nötig, Ihnen die strengste Verschwiegenheit ans Herz zu legen. Ganz der Ihrige.  
Löwi."

"Zusam!" rief der Freiherr entrüstet. "Der Keil ist wert, daß man ihn Spiekruten —"

"Herr Baron, auf wen fällt die größere Schuld?" unterbrach der Richter ihn ruhig. "Auf ihn, der Ihre Schwächen benutzte, oder Sie, dessen Leichtsin und Verschwendung diesen Betrug ermöglichte?"

"Das Gericht mußte diesen Betrug entdecken!" fuhr der Freiherr auf.

"Sie hatten durch ihre Unterschrift die Richtigkeit der Abrechnung anerkannt; das Gericht war nur verpflichtet, den Aktivbestand mit dem der Passiva zu vergleichen und zu entscheiden, ob die Liquidation zugelassen werden mußte. Die Sachlage ist jetzt eine andere geworden. Ich verhafte hiermit im Namen des Befehles die beiden Betrüger und bitte Sie, um einige handfeste Knechte, welchen ich die Bewachung meiner Gefangenen anvertrauen kann."

"Der Brief ist gefälscht!" rief Löwi.

Marie hatte den Brief dem Richter übergeben. "Die'r Einwurf ist haltlos," sagte der Richter gelassen. "Abgesehen davon, daß diese Handschrift unverkennbar die Ihrige ist, beweisen auch die Adresse und das Datum des Poststempels, daß eine Fälschung nicht vorliegen kann."

"So bleiben wir also die Eigentümer der Herrschaft Rheinfels?" fragte die Baronesse, welche mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gang der Verhandlung gefolgt war.

"Der Betrug dieser Herren hebt das U theil

des Gerichts auf," erwiderte der Richter. "Zur Wiederholung des Liquidationsverfahren finde ich keinen Anlaß, da ja nach diesem Briefe zu urtheilen, die Ansprüche des Herrn Löwi sich nur auf viermalhunderttausend Taler belaufen, während die Aktiva einen Betrag von zwei Millionen repräsentieren. Da man jedoch nicht wissen kann, ob auch diese Ansprüche des Hauptgläubigers gerechtfertigt sind, so rate ich Ihnen, den Ausgang des Prozesses gegen die beiden Betrüger abzuwarten, bevor sie eine Zahlung leisten. Und nun, meine Herren, vorwärts, das Blatt hat sich gewendet."

"Wenn Sie uns verhaften wollen, so verhaften Sie auch diese hier," erwiderte der Verwalter aus reinem Brüten auffahrend, indem er auf Marie zeigte, welche den stürmischen Dank ihres Adoptivbruders bescheiden zurückwies. "Sie hat vermittelst falscher Schlüssel meinen Schrank geöffnet und sich dadurch eines Einbruchs schuldig —"

"Diese Dame ist meine Braut," unterbrach der Freiherr ihn, indem er seinen Arm um die Taille des Mädchens schlang, "ich hatte ihr Vollmacht gegeben, in meinem Namen nach Gutdünken zu handeln."

"Genug!" sagte der Richter. "Verlieren wir keine Worte weiter."

Der Blick der Baronesse ruhte mit dem Ausdruck freundiger Ueberraschung auf den Zügen des Sohnes.

"Sagtest du die Wahrheit?" fragte sie, als die ungebetenen Gäste sich entfernt hatten.

"Glaubst du, ich wolle mit der Ruhe eines Herzens scherzen, welches mir so unendlich viel Liebe erwiesen hat? Aus der Hand dieses Mädchens habe ich das verloren geglaubte Vermögen und mein entehrtes Wappen zurückgehalten —"

"Ewald, mir bist du keinen Dank schuldig," flüsterte Marie, deren Wangen Purpurglut übergoß.

"Dank? Wer redet von Dank?" entgegnete der Freiherr, indem er das Mädchen an seine Brust zog. "Ich bin Egoist und nehme die Hand, welche dieses Geschenk mir gibt, dazu, durch sie erhält es doppelt'n Wert."

### Bermischtes.

Hausfrauen, Gasthüner, Hofels, Pen-  
sionen, sowie andere Anstalten werden gut un-  
sich bei Bedarf von Bekleidun, Dainen oder  
fertigen Beilen, Bettwaren und Moreyen ver-  
trauensvoll an das Leistungs-fähige Versandhaus

Max Berger in Dschenitz 291, Böhmerwald,  
das diese Waren nach allen Länder exportiert,  
zu wenden. Diese Firma, der es möglich ist,  
durch direkten Einkauf gute Qualitäten preiswert  
zu liefern, kann mit Rücksicht auf ihre Reellität  
jedermann bestens empfohlen werden. Näheres  
im Inseratenteil.



Eine Erzählung von Emil Abt.

Im Wirtshause zum roten Ochsen in Wadegg ging es lustig her. Der rote Ochse war auf viele Stunden im Umkreise für alle Trinker und Spieler ein unwiderstehlicher Magnet. Es fanden sich da eine gute Regelsbier, gutes Bier und echter Wein, also drei Vorzüge vereinigt, denen man schwer widersteht. Auch war der Wirt dafür bekannt, daß er einer Partie Zwicken oder Färbeln\*\*) niemals aus dem Wege ging und für Freunde dieser verbotenen Unterhaltung immer ein Hinterzimmer bereit h'elt, wo der Herr Gendarm erst dann Einlaß fand, wenn's leer war. Die Bewohner Wadeggs schätzten diese vortrefflichen Eigenschaften ihres Wirtes um so höher, als die Mehrzahl unter ihnen für ar verbesserliche Käufer und Spieler galt, weshalb es auch im Dorfe wenig Bauern gab, denen noch alle Ziegel ihres Daches gehörten.

Um das moralische Niveau des Dorfes zu heben, hatte die Finanz-Verwaltung des Staates vor wenigen Jahren Wadegg mit einer Lottokollektur\*\*\*) beglückt, in welche nun ihrerseits die Bäuerinnen, die bisher zum Kartenspielen nicht zugelassen wurden, ihre Eier- und Milch-Kreuzer trugen, in der sichern Erwartung durch einen ausgiebigen Terno†) allen Finanznöthen ihrer respektiven Ehegatten ein Ende zu machen. Allein auch Traumbüchern ist manchmal nicht zu trauen und die schönsten Nummern bleiben oft ungezogen. Seit dem Bestand der Kollektur gab es keinen Terno im Dorfe; und trotz alledem hegten die Weiber das größte Vertrauen zu dieser Einrichtung, die ihnen mühelos zu Geld verhelfen sollte, viel mehr als auf den Erfolg schwerer

Arbeit hinter dem Pfluge. Sie spielten daher auch ihrerseits tapfer drauf los. Diesem einträchtigen Zusammenwirken von Mann und Weib war es zu danken, daß es mit dem Wohlstand in Wadegg hübsch bergab ging und Gant\*) und Exekution alltägliche Ereignisse wurden.

Nur der Ochsenwirt gedieh dabei, er ward mit jedem Tage fetter und reicher. Und nun hatte dieser Lump, wie ihn seine Zechbrüder wohlwollend nannten, das urverschämte

Glück, auf einer mageren Wiese hinter seinem Hause, die er in einen Acker umwandeln wollte, einen Schatz — einen wirklichen Schatz aus glänzenden Geldrollen zu finden.

Beim Umackern stieß sein Knecht mit der Pflugschare auf einen festen Gegenstand. Es war eine eisenbeschlagene Truh', die beim Nachgraben sichtbar wurde; die Beschläge dick mit Rost überzogen, die Holzteile verfault und morsch. Der herbeigerufene Wirt schlug mit einer Hacke den Deckel herab und da zeigten sich als Inhalt oben auf verschimmelte Bücher mit Leberrückten und Papierpackete, welche in Fegen zerfielen, als man sie öffnen wollte. Unterhalb lagen, schön geordnet, kleine Leinensäcke, gefüllt mit Gold- und Silberstücken französischer Prägung.

Es war somit eine echte französische Kriegs-

\*) Gerichtlicher Zwangsverkauf.



"Es gibt ja Geheißigkeit auf der Welt", schrie der 3 tte-Kaiser, und schlug mit der Faust auf den Tisch.

\*) Springwurzeln, Kräutchen, Erdmännchen, ital. Mandragora ist der Gegenstand vielseitigen Aberglaubens.

\*\*) Hazardspiele.

\*\*\*) Ausrüstung für Lottosamt.

†) Höchster Gewinn im Lotto.

lasse, welche anno 1809 oder 1813 hier vergraben worden war.

Geschichten von vergrabenen Kriegskassen werden in allen Ländern erzählt, wo sich die Franzosen in den damaligen Kriegsläufte aufhielten, so auch im Gailthal. Allein, gefunden hatte noch Niemand eine.

Und nun mußte dieser Glückspilz, der reiche Ochsenwirt es sein, dem ein solch kostbarer Fund zu Teil wurde, während sie, die armen Teufel die schuldblos ins Elend geratenen Bauern, welche es viel nötiger hatten, leer ausgingen. So lautete nämlich der Ausdruck der allgemeinen Stimmung unter den Gemeinde-Genossen von Wadegg über dieses seltene Ereignis.

„Es giebt la Gerechtigkeit in der Welt,“ schrieb der Zettel-Kaspar, ein Bruder Lieberlich erster Sorte und schlug mit der Faust auf den Tisch, „mit dem Geld hätt' i mei Hub'n frei g'macht, den Hochwald vom Wassermüller in Grafendorf z'ruckelast und es wär' allweil no a schöns Stück übrig blieben fürs Königsteden\*.“

„s muaf wohl no mehr so Schäk' geben,“ bemerkte tiefsin- nig der Soldatenfrige, dessen rote Nase und blau melierter Teint auf unlöschbaren Durst schließen ließen, „wenn mer nur wüßt, wo sie liegen than.“ „Du brauchst di nur mit'n rechten Ohrwaschl am Boden z'legen und z'losen (horchen); wo's im Boden klingt, da is a Schäk, nachher grabst ihn außer,“ spottete der Mandl-Jacob.

So sprachen und schrien, lachten und fluchten wohl ein Duzend und mehr Bauern durcheinander, die Elite von Wadegg, sämtlich Besitzer arg verschuldeter Bauerngüter und ständige Gäste des Ochsenwirts. Heute waren sie es in dop- peltem Sinne, denn zur Feier seines Schaksun- des hatte der Wirt ein Freibier gegeben und olle Zechbrüder der Umgebung hierzu geladen. Die Kosten dieser seltenen Generosität würde er schon ein andermal hereinbringen, spekulierte der schlaue Gastgeber.

Eine Pause in diesem Höllelärm beruhte ein kleines, rothaariges Männchen, der Hüssel- hofstoni, um auch sich bemerkbar zu machen Mit trübender Stimme rief er über den Tisch hin, an dessen unterm Tisch er saß: „Zum Schäk finden g'hört a Springwurz'n, a Springwurz'n

muaf mer hab'n. Da kann mer reich werden und andere reich mach'n.“

„Du wirst wen reich machen“, höhnte der Mandl-Jacob, „hast selber 's Geld grad so notig als unser aner.“

„Freili hab' i's a notig,“ erwiderte giftig der Kleine, „g'wiß is aber do, daß mei Großvater selig a Springwurz'n g'habt hat und daß ihm die Springwurz'n zum Hüsselhof verholfen hat.“

Die Bauern schwieger. Es war eine allbe- kannte Tatsache im Dorfe, daß der Großvater Tonis, ein aus der Fremde zugereister armer Knecht, urplötzlich Besitzer des Hüsselhofes wurde, des schönsten und größten Bauerngutes in der Umgebung. Sein Enkel und Erbe, welcher so eben der besonderen Kraft der Springwurzel er- wähnte, hatte sich durch seine Prozeßsucht eine Unmasse von Schulden auf den schönen Besitz gehäuft und war nun redlich be- müht, seinen Kerger über die verlorenen Prozesse niederzu- trinken.



Im Winkel der Schankstube saß ein vagierender Schneidergeselle.

„Was is mit der Spring- wurzen, was is damit,“ schrieb der Zettelkaspar, „seid's still, daß der Fuchs reden kann.“

Schallendes Gelächter be- lohnte die zarte Anspielung auf des Hüsselhofbauers rote Haare. Dann schrien Alle zusammen: „Der Toni soll reden, Toni red'!“

Der Hüsselhofbauer, geschmei- chelt über die ihm zugewendete allgemeine Auf- merksamkeit, hustete zuerst, trank dann einen Schlud Bier, um sich anzufeuchten; dann begann er: „Was Springwurzel is, wollt's wissen? Dös will i entl' erzählen, wie's mir mei Großmuatta verzhält hat. Af'er a Springwurz'a wachst un- tern Galgen, grad dorten, wo die Schweißtropfen hinfall'n, die der arme Sünder schwigt, bevors aus is. So a Springwurz'n sieht aus wie a Mandl ohne Händ mit an Kopf und zwa Füaß. Sie muaf mit'n Mitternacht vor Johanni von an Sonntagskind aus'graben werd'n. Aus'n Boden reiß'n darf's aber la Mensch, denn der Schäk- geist in der Wurzen stößt an Schra aus, wenn er aus'n Boden muaf, und wer den Schra hört, der muaf im selbigen Augenblick sterb'n. Drum muaf mer die Wurzen von an Tier, an Hund oder so was, außer reißen lass'n. Die Wurzen tragt mer dann im rechten Hosensack. Wenn wo a Schäk liegt und mer geht darüber, nachher springt die Wurz'n aus'n Sack. Dorten muaf

\*) Ein Regelspiel.

mer graben und kann den Schatz ausheb'n. So hat's mei Großvater g'macht, der an armer Knicht war und mit'n Geld, das er g'hebt hat, hat er den Hufelhof kast. So war's und so is!"

Da der Schluß auf Wahrheit beruhte, weshalb sollte nicht auch die ganze Geschichte wahr sein, dachten sich seine Zuhörer. In den Spinnstuben zur Winterszeit hatte schon jeder von ihnen irgend eine ähnliche Geschichte vom Schatzgraben und Schatzfinden gehört. So nahmen sie auch die Mitteilung Tonis gläubig entgegen.

Die allgemeine Stille, welche auch nach Schluß der Erzählung noch länger anhielt, bewies ihre intensive Wirkung auf die etwas benebelten Geister der Gesellschaft.

„Wo sollt mer a Springwurzn finden,“ meinte nach einer Weile der Zettelkaspar. „Wir ham ja kan Galgen am Land und hängen tuns jek' a nit so osten. Da muas mer gar weit gehn, um an z'finden. Früher ham's es leichter g'habt, da is aner schon am Strick g'hängt, wenn er nur an Hasen g'stohlen hat, dös hab i no von mein Vatern g'hört.“

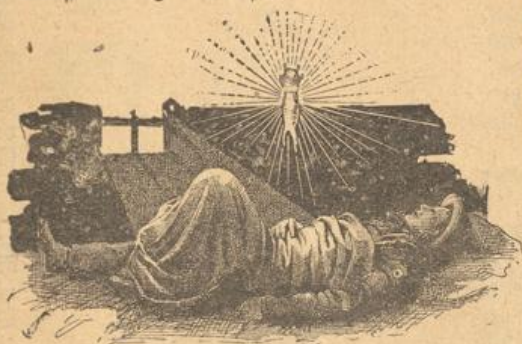
Mit der Miene schmerzlichen Bedauerns über die Abnahme der Gerechtigkeit in der Begerwart, stopfte der Kaspar sich dann seine Pfeife.

Die übrigen Bauern schienen seine Gefühle zu teilen; es fielen wohl noch einige Bemerkungen über die ungerechte Anmaßung der Städte, einen Galgen zu besitzen, allein die rechte Stimmung fehlte, die frühere laute Heiterkeit lehrte nicht wieder. Gedankenvoll und trübselig saßen sie bei ihren halbgeleerten Krügen. Jeder verarbeitete in sich die Möglichkeit, sich eine Springwurzel und damit einen Schatz zu verschaffen und als der Ochsenwirt erklärte, das Freibier sei ausgetrunken, entfernten sie sich ausnahmsweise, ohne auf das Bier noch einen Wein-Aufguss zu setzen.

Im äußersten Winkel der geräumigen Schenke saß ein vagierender Schneidergeselle vor einem Krüge Bier und laute an einem Brodstücke. Der Wirt hatte in einem Anfälle besonderer Großmut den in seinen zerrissenen Stiefeln und vielfach geflickten Kleidern elend aussehenden Wanderburschen, der an der Tür eine Gabe heischte, eingeladen, in die warme Stube

zu treten und ihm Bier und Brod reichen lassen.

Der Geselle hieß Florian Dreibein und war der Sohn eines armen Schneiders in einem schwäbischen Städtchen. Von seiner Mutter an einem Oftertage in die Welt gesetzt, entstand darob großes Entzücken bei den Eltern und der gesamten Verwandtschaft, ebensolk' armen Teufeln als das schneiderliche Ehepaar. Einem Sonntagekinde, obendrein einem Oftersonntagekinde konnte es nicht fehlen, war die unumstößliche Meinung der ganzen Sippe und alle Muthmen und Basen prophezeiten dem jammervoll schreienden Spröckling das unsinnigste Glück. Seither warteten die Eltern vertrauensvoll auf das Einschlagen jenes Glücksfalls, welcher ihnen und ihrem Jungen zu Gute kommen sollte. Der heranwachsende Florian konnte nichts Besseres tun, als das Beispiel seiner Eltern nachahmen und eben, als a'f das ihm bestimmte Glück zu warten.



Die ganze Nacht wälzte sich Florian schlaflos auf seinem Nachtlager.

ster hielt den trägen Burschen lange aus, der sich schließlich nur mehr aufs Betteln und Bagabundieren verlegte. So war er auf seinen Kreuz- und Querzügen ins Gailtal und vor das Wirtshaus zum roten Ochsen geraten und dort nicht wenig überrascht, als ihn der Wirt aufforderte, einzutreten und sich's güttlich zu tun.

Bisher war es ihm wohl häufig vorgekommen, daß man ihn, wenn er die Fede schuldig geblieben, aus den Wirtshäusern hinauswarf, — eine Einladung, einzutreten, war ihm bis nun nicht vorgekommen. Sollte dies am Ende gar einen Umschwung seines Schicksals, das Erscheinen des so lange erwarteten Glücksfalls bedeuten, fragte sich Florian während der Mahlzeit? —

Anteilslos hörte er den Gesprächen der Bauern zu, bis der Hufelhofstoni die Geschichte von der Springwurzel zu erzählen begann. Da horchte der Schneider mit beiden Ohren hoch auf, um ja keine Silbe zu verlieren; sein Herz begann

rascher zu schlagen, als er der seltsamen Märe lauschte. Das ging ihn ja direkt an, war er denn nicht ein Sonntagskind?

Als Toni geendet hatte, verfiel der Schneider in so tiefes Nachdenken, daß er sogar den ihm vorgestellten frischgefüllten Krug vergaß.

Die Glückssonne war für ihn aufgegangen, das war ihm klar! Ihr erster Strahl war das unerwartete Traktament, als nächster kam die Geschichte von der Springwurzel, die ihm extra an den Leib geschnitten erschien. Florian Dreibein war Fatalist, wie der beste Anhänger Mohammeds. Alles war für ihn vorherbestimmt und konnte nicht anders kommen, sein andauerndes Pech, wie er seine Faulheit nannte, wie jetzt das Glück! Das Auffinden der Springwurzel machte ihm am wenigsten Sorge, stand ihm doch die ganze Welt offen. Während seines Unglücks war er oft genug an Galgenhölzern vorbeigekommen, an denen ein armer Sünder gehangen, der zur letzten Reise ein häßliches Halsband erhalten hatte.

Hätte er dies früher gewußt —

Die ganze Nacht wälzte sich Florian schlaflos auf seinem Strohlager, das ihm der Wirt im Stalle angewiesen hatte. Es galt für ihn nunmehr die wichtige Frage zu entscheiden, wohin er zuerst seine Schritte lenken sollte. Die ihm nächste Stadt war Blach. Ob aber dort ein Galgen stand und ob sie gerade ihm zu Liebe dort Jemanden hängen würden, dessen war er nicht ganz sicher. Allein es war noch zeitlich im Frühjahr und bis zu Johanni blieben ihm noch vier Monate. Wenn er den Weg tüchtig zwischen die Füße nahm, konnte er bis dahin noch gar manche Stadt erreichen. Spitzbuben gab es, wie er am besten wußte, überall genug in deutschen Landen, irgendwo würde doch Einer seinen Tanz mit Meister Hämmerlein aufführen. —

Ohne Dank und Abschied machte er sich zeitig am folgenden Morgen auf die Beine. Ungeachtet des schlechten Weges durch Schneewasser und Rot war er noch nie so rasch vorwärts gekommen als heute.

Entgegen seiner sonst mehr morosen Gemütsstimmung spitzte er sogar seine Lippen und piff sich ein altes Lied, das er einst gehört:

Muß denn, muß i denn  
Zum Städle naus!

Wie ein Frühlingsahnen zog's durch seine Seele und trieb ihn vorwärts auf der schlüpfrigen Chaussee. Auch das Fechten gelang ihm heute über die Maßen gut; so viele Kreuzer hatte er selten zusammen gebracht.

Um die Mittagstunde des nächsten Tages schon sah er die vergoldete Spitze des Villacher Turmes in der Ferne glänzen und eine Stunde später hatte er die letzte Anhöhe erreicht und sah das anmutige Städtchen vor sich liegen. Den Ranzen am Rücken, den Knotensock in der Hand, eilte er rüstig vorwärts einem Menschenstrom entgegen, der sich eben aus der Stadt wälzend, auf der Straße vorwärts trieb und dann gegen



Da flog aus einem Hause heulend ein Hund dem Schneider zwischen die Beine.

in etwa ein n Büchschenschuß seitwärts gelegenen Hügel sich h'inzog. Ueber der dort schon angesammelten Menge, die sich wie ein wogendes Meer hin und her schob, erhob sich die Spitze des Hügels bedeutend empor. Gegen Norden fiel sein Hang steil ab, gegen Süden vertiefte sich seine Ebene sanft in die umliegende Ebene. Die Spitze des Hügels zierte ein Pfahl mit dem charakteristischen Querholze — ein Galgen!

Die am Straßenrande gepflanzten Baumreihen hatten Florian bisher verhindert diesen blätterlosen Baum, das Ziel seiner Wünsche früher ins Auge zu fassen. Bei diesem unerwarteten Anblicke drängte sich alles Blut zu seinem Herzen, er wankte momentan wie ein Trunkener. So viel Glück hatte er nicht erwartet, das war zu viel auf einmal. Dem Sonntagskinde hastete sich das Glück förmlich an die Fersen. Was wollten aber all die Leute, die sich um den Hügel sammelten?

Ein Fleischerknecht, welcher mit einer Kuh am Stricke hinter ihm daher kam, befriedigte seine Neugierde.

„Es wird heut' a Mörder g'hängt, der dem Burgermeister sei Köchin umbracht hat. Da will halt Jeder an guaten Platz haben, wenn's los geht. Seit drei Tag'n sein schon alle Wirtshäuser in Villach bumboll mit fremde Leut'. 's is gar so selten, daß mer so was z'sehen kriagt.“

„So, so,“ erwiderte der Schneider, „i dant schön.“ Er rieb sich vor Vergnügen die Hände,



„Das kommt mit besser sein, wenn ich's mir be- stellt hätt'.“

Im selben Augenblick flog aus einem an der Straße liegenden Hause heulend ein Hund dem Schneider zwischen die Beine. Der Mann, welcher dem armen Tiere einen solch ausgiebigen Fußtritt gegeben, erschien einen Augenblick in der Türe: „Wart', du Hund, dich, du verdammtes! Wenn du noch amal wieder kumst, erschlag ich dich!“

Der Hund hätte den Schneider bald zu Falle gebracht und wälzte sich nun winselnd im Straßentot zu seinen Füßen.

„Auch das noch,“ flüsterte eine innere Stimme Florian zu. „Nun schickt Dir unser Herrgott zur Springwurzeln noch den Hund.“

Barmherzigkeit gegen Tiere, besonders gegen Hunde war bisher nicht die Besonderheit des Schneiders gewesen.

hatten zu oft gegen seine m'gern Wader geschneppst, wenn er Fuchters halber in einen Bauernhof getreten.

Nun aber brugte er sich mitleidig zum Hunde herab, einem abhienlichen struppigen Ratter, kraute ihn an Kopf und Rücken und reichte ihm sogar die letzte Brodtkruste, die er besaß. Der Hund erfaßte gierig die Bissen und wedelte mit dem Stummelschwanz. Der Freundschaftsbund zwischen beiden war hermit geschlossen.

Der Schneider band ihm eine Schnur um den Hals und zog ihn mit sich, als er einen Seitenpfad einschlug der von der Hauptstraße links abzog. Der Pfad führte auf eine höher gelegene Terrasse, die sich oberhalb der Villacher Ebene ausbreitete. Dort hinauf stieg er, klieb am Rande stehen und da oben noch Schree lag, legte er seinen Tornister auf den Boden und setzte sich darauf. Der Hund lagerte sich daneben. Hier konnte er ruhig das gräuliche Schauspiel abwarten, das nun für ihn aufgeführt werden sollte. Galgenhügel, Galgen und Publikum hatte er vor sich.

Nicht lange sollte er warten. Die in solchen Fällen in damaliger Zeit übliche Prozession nähete sich. Zuerst eine Abteilung Militär, dann die Gerichtskente und der Scharfrichter, endlich der

Delinquent auf einem Karren, neben sich einen Priester; zum Schluß wieder eine Abteilung Militär. — Vorn, seitwärts und hinten nach drängte sich eine Anzahl Neugieriger.

Bald war der Spektakel vorüber. Der Verurteilte zappelte nicht mehr, die Leute vertieften sich und auf dem wenige Minuten vorher noch lebhaften Platz wurde es leer.

Aus einer kurzen Pfeife, einem Nosenwärmer qualmend, saß Florian ruhig auf seinem Beobachtungsposten. Weiße Gefühle hatte er nie gekannt, weshalb ihn die oben stattgahbe Hinrichtung kalt ließ, aber mit dem Wissen der irdischen Gerechtigkeit war er noch nie so einverstanden gewesen, als heute. Wie gut war es doch, daß es noch strenge Richter im Lande gab und — Verbrecher, die gestraft werden mußten.



Die in damaliger Zeit übliche Prozession nähete sich.

Florian war kein Philosoph von Berni, allein das Müßigkeit-Beizig der Schöpfung wurde ihm heute klar. Er wartete geduldig noch länger, denn der Polizeidiener oder Gendarm, der die Leiche bis Sonnenuntergang bewachen sollte, stand noch auf seinem Posten. Doch diesen wurde es mit der Zeit unheimlich, oder er langweilte sich. Die Sonne war noch nicht gänzlich untergegangen, als dieser

Hüter des Geschehes seinen Posten verließ und sich in das nächste Straßennetzwerk verzog, welches ihm gestattete, aus den Fenstern den Galgen und seinen Inhaber zu erblicken.

Nun war nach der Ansicht des Schneiders seine Zeit gekommen. Er band den Hund an einen zunächst liegenden Strauch, stieg von seinem Aussichtspunkte herab auf die Straße und eilte in einem weiten Bogen um den Hügel, den er von der entgegengesetzten Seite erstieg. Oben angelangt, kroch er bis unter den Galgen und steckte in der Richtung der herabhängenden Fäße des Toten ein vorbereitetes zugeschnittenes Holzstück in den Boden. Dann kehrte er mit gleicher Beschleunigung vorsichtig auf seinen früheren Platz zurück.

Seine Absicht war erreicht, der Punkt, wo nach der Springwurzeln-Theorie des Puffelhof-toni dieses Zauberkraut wachsen mußte, war für

ihn kennbar, markiert. — Die frühere Gemütsbewegung war einem ruhigen Sicherheitsgefühl gewichen. Florian fühlte sich wie ein Spieler, der alle Trümpfe in der Hand hat, bis auf einen, den er aber sicher ist zu kaufen. Nun war alles in Ordnung, beobachtet hatte ihn Niemand; weit und breit war kein Mensch auf Feld und Straße zu sehen. Florian packte seinen Tornister auf den Rücken, zog den Hund an der Schnur mit sich und trat den Weg in die Stadt an, wo er bei Einbruch der Dunkelheit anlangte.

Eine gefällige Seele wies ihm die Schneiderherberge in einer engen schmutzigen Seitengasse, die zu der alten, längst geschlossenen Klosterkirche hinführte. Als Florian mit dem üblichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus, ich grüße das Handwerk und bitte um Lager für die Nacht und Arbeit für die Zeit!“ in die Herberge trat, bot ihm

der Herbergsvater kein freundliches Willkommen. Beim ersten Blick erkannte dieser, daß der Unterkunft heischende Geselle ein sehr herabgekommenes, unbrauchbares Mitglied der ehrsamten Zunft von der Nadel sei, den man so bald als möglich los werden müsse, Florian kam jedoch nicht allein, hinter ihm drückte sich auch der schmutzige Hund ins Zimmer. Das stieß dem Faß den Boden aus!

„Hinaus mit dem Vieh, für den Hund giebt's lan Platz in der Herberg,“ schrie er den Gesellen an und öffnete die Türe, um den Hund mit einem Fußtritt hinauszutreiben.

Florian verlegte sich aufs Bitten. Er schilderte das ihm so ben zugelaufene Tier als seinen einzigen Freund, als das einzige Vermächtnis seiner vor Kurzem verstorbenen Mutter und erklärte sein herabgekommenes Aeußere als Folge einer eben überstandenen Krankheit. Er sprach so überzeugend und eindringlich, daß er sogar den hartgefotenen Herbergsvater rührte, den eine langjährige Praxis gegen derartige Lügen widerstandsfähig gemacht hatte.

Florian erhielt das Zugeständnis, den Hund bis morgen früh im Hause behalten zu dürfen.

„Morgen muß er aufsi,“ war das letzte Wort des Herbergsvaters, als er dem Gesellen sein Nachtlager am Dachboden auf einem zerrissenen Strohsack anwies.

Die Frühjahrstemperatur war nicht gelinde, der Wind pfliff durch alle Lücken des Daches,

die ihm zugeworfene Decke war dünn und säbend scheinig, so fror's den Schneider gottsjämmerlich in seinem Absteigquartier. Er schmiegte sich eng an seinen Hund, um sich zu erwärmen, doch war vom Schlafen nicht viel die Rede. Erst lange nach Mitternacht verfiel er in Folge der Müdigkeit in einen unruhigen Schlummer. Er träumte von einem großen irdenen Topfe, der mit Geldstücken gefüllt vor ihm stand; so oft er jedoch seine Hand danach ausstreckte, wich der Topf zurück; endlich gelang es ihm, den Henkel zu ergreifen, da — —

„Wirst aufsteh'n, Du Faulpelz! Entweder geh'st auf Arbeit oder scherst Dich weiter,“ schnauzte ihn der Herbergsvater an, „in der Stadt hammer lan Platz für solches Lumpengesindel!“

Rasch fuhr Florian in die Höhe; die Toilette machte ihm keine Schwierigkeiten, so folgte er gehorham dem voranschreitenden Wirte hinab ins Gastzimmer; dort erhielt er gegen Hinterlegung seines Wanderbuches auf Pump ein karges Frühstück und die Adresse eines Meisters, der Gesellen brauchte.

Grinsend sah ihm der Herbergsvater nach: „Der Master is wie g'schaffen für Di, Du Fachtbruder! Bin wirkli neugierig, ob er dort bleibt und wie lang ers aushalten wird.“

Der arme Florian ging ahnungslos einem herben Schicksal entgegen; diesmal hatte das Sonntagskind kein Glück.

Schneidermeister Lang, bei dem er einstecken sollte, war eine in der Stadt sehr bekannte, sehr verrufene Persönlichkeit, ein kleines, klapperdürres Männchen, schieläugig und glatzköpfig. Seine Gattin, die Frau Meisterin, übertraf ihn im Punkte der Schönheit noch um einen guten Teil. Doppelt so lang als er, eine stark gekrümmte Geiernase über den zahnlosen Mund, die spärlichen grauen Haare in einen unordlichen Knoten am Hinterkopfe zusammengedreht, den Blick eines Raubtieres. Ihrem Aussehen nach konnte sie in einem sehr nahen Verwandtschafts-Verhältnis zu des Teufels Großmutter stehen.

Mit übertriebener Liebenswürdigkeit kam das Paar dem Gesellen entgegen, der beim Anblick der beiden Scheusale zusammenfuhr und am liebsten sofort davon gelaufen wäre. Allein wohin? In Billach gab's sonst kein Arbeits-Angebot,



Er steckte in der Richtung der herabhängenden Füße ein zugepflücktes Holzstück in den Boden.

hatte ihm  
wüßte er a  
So lieb  
Jagrimm  
ihm stellen  
bis zum  
um die  
Die W  
welchen di  
Gesellen  
etwas abje  
versproch  
und an je  
obendrein.  
Das  
achte sich  
nehme die  
beit an.  
Er gab  
Handschlag  
gelobte g  
achtägige  
dignu al  
selle einzul  
doch um  
Meister  
Meisterin  
gehalten.  
getrennt  
seinen  
Caro be  
zu behalt  
Bald  
das schön  
gegengent  
über zu  
geworden  
Liedern  
Zumut  
Meisterin  
Angeriff  
weit lag  
nieder, z  
traf.  
Es w  
Jahr und  
den die  
ersten Za  
gert genu  
Nack ab  
genug sei  
zu nehm  
sahen da  
Hund nie  
Flori

hatte ihm der Herbergsvater gesagt, in Villach mußte er aber der Springwurzel wegen bleiben. So blieb er denn und hörte mit verbissenem Ingrimm die fargen Bedingungen an, die sie ihm stellten. Arbeitsdauer vom frühen Morgen bis zum späten Abend, dafür einen Wochenlohn um die Hälfte geringer, als er ihn je erhalten.

Die Meisterin bemerkte den üblen Eindruck, welchen die Proposition ihres Mannes auf den Gesellen hervor gebracht. Um diesen Eindruck etwas abzuschwächen und ihn nicht zu verjagen, versprach sie ihm gute Kost fünfmal des Tages und an jedem Sonntage noch einen Krug Bier obendrein.

Das zog. — „In Villach muß ich bleiben,“ dachte sich Florian, „also, hol's der Teufel, ich nehme die Arbeit an.“

Er gab den Handschlag und gelobte gegen achttägige Kündigung als Geselle einzustehen, doch mußten Meister und Meisterin ihm gestatten, seinen getreuen Freund seinen Hund Caro bei sich zu behalten.

Bald wäre das schöne Engagement darüber zu nichte geworden. Das

liebenswürdige Ehepaar verlor ob dieser frechen Zumutung einen Augenblick die Fassung. Die Meisterin krallte bereits die Hände zum tätlichen Angriff und die solcher Reckheit gebührende Antwort lag ihr schon auf der Zunge, als ein mahrender, verständnisvoller Blick ihres Gatten sie traf.

Es war viel rückständige Arbeit da, denn seit Jahr und Tag hatten sie keinen Gesellen gefunden (die früheren waren regelmäßig noch den ersten Tagen wieder durchgebrannt), der verhungert genug gewesen wäre, bei ihnen auszuhalten. Rasch überlegte sie noch, daß der Lohn gering genug sei, um das Hundevieh mit in den Kauf zu nehmen. Bei der Verköstigung wollte sie schon dafür sorgen, daß der Geselle und der Hund nicht zu fett würden.

Florian Dreibein blieb also im Hause des

Meisters Lang hängen mit der löblichen Absicht, bis Johann zu arbeiten. Dieser Entschluß war indessen keine Kleinigkeit für den faulen und arbeitscheuen Burischen, der sich daran gewöhnt hatte, auf den Landstraßen herumzulungern und von der Mildtätigkeit der Bauern zu leben. Leicht wurde ihm die Durchführung seines Entschlusses auch nicht gemacht. So verschieden die Aeußerlichkeiten des Ehepaares waren, in so vollständiger Harmonie befanden sich ihre Seelen. Geiz und Habgier waren die edlen Triebfedern aller ihrer Handlungen, Zusammenscharen von Geld ihr einziger Lebenszweck, die Arbeitskraft ihres Gesellen bis auf den letzten Tropfen herauszupressen, ihr menschenfreundliches Bestreben!

So mußte der arme Schelm tagaus, tagein mit gekreuzten Beinen am Schneidertische hocken und die Nadel schwingen, daß ihm die Finger rauchten. Dabei setzte es bei jeder Gelegenheit Grobheiten und Scheltworte ohne Ende.

Und erst die Kost! Der Magen Florians war nicht verwöhnt, auch das Hungerleiden hatte er im Verlaufe seiner



Schneidermeister Lang war eine in der Stadt sehr berühmte Persönlichkeit und seine Gattin übertraf ihn im Punkte der Schönheit noch um einen guten Teil

Wanderjahre hinlänglich praktiziert. Allein was ihm hier in Villach seine Meisterin zumutete, was ihm hier als Nahrung geboten wurde, das gieng über das Bohnenlied. Morgens Sterz\*, mittags Sterz und abends Sterz aus Mehl, so schwarz wie der Erdboden, geschmelzt mit einer Mischung altem Suppenfett und ranzigem Speck, zur Abwechslung Knödel (Klöße), so hart wie Kanonentugeln, Fleisch selten und dann von unsagbarem Geruche und nicht definirbarer Provenienz. Waren die Knödel auch noch so hart und schwer verdaulich, so waren es noch immer Knödel, eine melancholische Erinnerung an die heimallichen Knöpfle, und Fleisch blieb Fleisch, wenn's auch übel roch, allein über den Sterz kam er nicht hinweg; trotz allen Würgens brachte

\*) Zu kleinen Brocken verriebener Brei aus geröstetem Buchweizenmehl und heißem Wasser.

er das geschmacklose Zeug nicht hinunter. An solchen Tagen hatte er Festtag und die Festtage waren dann Festtage für seinen Hund, der die ganze Portion Sturz empfing und in Folge dessen sogar Ferkel erzulegen begann. Der Meisterin durfte das Tier allerdings nie unter die Augen kommen, ohne einen Fußtritt zu empfangen, weshalb es sich tagsüber in dem für ihn bestimmten Winkel des Hauses aufzuhalten pflegte.

Um sich den Lohn für die Zeit des Suchens zu ersparen, ging Florian nie ins Wirtshaus. Er ließ sich überhaupt selten auf der Straße sehen: nur jeden Sonntag machte er in Begleitung seines Hundes eine Promenade auf dem Galgenbüchel und überlegte sich von der Beschaffenheit des Bodens. Damit verband er stets eine Unterrichtsstunde für seinen Begleiter.

Er wählte hierzu in der an das Gailufer grenzenden Au einen abgelegenen freien Platz, wo er sicher vor Überraschung war. Dann band er den Stummelschwanz Carro's mit einem Bindfaden an einen herabhängenden Baumzweig, fuhr ihm mit einem mitgenommenen Wurfsäckel um die Nase und rief: „Schön hüt' en, Caro, schön hüt' en!“ Der Hund legte sich und hielt still. Darauf entfernte er sich einige Schritte und rief: „Caro hierher!“ worauf das Tier zu ihm eilte und dabei den Faden abriß. Zur Belohnung wurde es geliebkost und erhielt den Wurfsäckel. Von Sonntag zu Sonntag wurde der Bindfaden stärker, die Entfernung von Herr und Hund größer. Das gelährte Tier begriff die Absicht seines Instruktors und achtete später nicht der Schmerzen, welche ihm das Abreißen des sogar vielfach genommenen Fadens bereiten mußte. Nur ein mehr oder minder heftiges Geheul deutete seine inneren Gefühle an. Florian, immer gemüthlich und nur auf seine egoistischen Zwecke bedacht, ignorierte die Klagen seines Bützlings und lehrte stets in befriedigter Stimmung nach Hause zurück.

Der Anblick der Meisterei riß ihn sofort aus seinen Zukunfts-Träumen und verfehlte ihn in eine stille Wat, welche ihn dann die Woche über nicht verließ. Leider war er ebenso wehlos diesem Weibe gegenüber, das seinen Magen in solcher empörender Weise mißhandelte, wie gegen seinen Meister, der ihn, den faulsten Schneidergesellen

im deutschen Reiche, zu flüßiger Arbeit anhielt. Doch war ihm Lysterer lange nicht so zuwider. Soß er ihm gegenüber, die Madel in der Hand, so unterhielt sich seine Phantasie damit, die Mädchen aus 1101 Nacht nachzubildnen. Er schwamm dann in Gold und Edelsteinen. Diese reizenden Bilder zukünftiger Freuden wuschelten ab mit Rücksicht. Er vermehrte denn sein Gehirn, alle möglichen Qualen zu erforschen, die er seiner Mißthäterin antun wollte, wenn er als reicher Mann, als Millionär sie in seiner Gewalt haben würde. Aber die Möglichkeit, dies jederzeit durchzuführen, kam er zwar nicht ins Klare, aber d. s. schadele nichts, darüber setzte er sich hinweg.



Jeden Sonntag machte er in Begleitung seines Hundes eine Promenade auf dem Galgenbüchel.

Der letzte Rest des schon grau gewordenen Schnees schmelzte hinweg, die Wiesen bedeckten sich mit frischem Grün, kleine Büschel steckten ihre zarten Köpfe zwischen den Grashalmen empor, und hell leuchteten die gelben Sterne des Löwenzahns; der Frühling war eingezogen.

Der Schneider besaß kein Verstandnis für die Poësie des Erwachens der Natur. Ihn interessierte der Zustand des Bodens am Galgenbüchel nur insofern, als mit dem ersten Grün auch die Blätter der Springwurzeln erscheinen mußten. Mit Genehmigung sah er daher, wie die Oberfläche des Hügels sich mit kräftigen Kautern bedeckte. Dort, wo er das Stäbchen in den Boden gesteckt, trieb ein besonders saftige Pflanze empor, welche in ihrer Pflanzform von allen ihm bekannten Gewächsen alwisch.

Florian folgte dem Wachstum dieses Krautes mit jener liebevollen Aufmerksamkeit, mit der ein Botaniker eine neu entdeckte Pflanze beobachten würde.

Die Tage folgten sich, das Gras wurde dichter und höher und näher kam der wichtige Tag St. Johanni!

Rechtzeitig hatte Florian die Arbeit gekündigt, um das Haus am Vortag von St. Johanni verlassen zu können; seinen Lohn hatte er erhalten, sogar ohne Abzug; einige bössartige Bemerkungen des Meisters hatte er mit stillschweigender Verachtung hingegenommen, und so stand er auf der Straße, seinen Hund neben sich.

Er hatte die Abwesenheit des Meisterpaares

benutzen müssen, um ungehindert fortzukommen, sonst wäre sein Abzug schwerlich ohne Hindernis geblieben. Schon im ersten Monate seiner Dienstzeit hatte seine keine Witterung für die Dinger ihn die Hölle gefunden, in welche der Meister alle großen und kleinen Stoffe (es waren auch recht große darunter) verschwinden ließ.

Von diesen Rissen hatte er sich successive Alles angeeignet, was ihm brauchbar schien und sich daraus eine, für seine Pelelänsse ganz passende Kleidung geschneidert. Diese Arbeit in stiller Nacht war die einzige, welche ihm Freude und Genugthuung bereitet; die Vorstellung die er sich dabei vom Jorne der beiden Geizdrachen machte, wenn sie den Abgang entdecken würden, legte sich dann wie lindernder Balsam auf seine wunde Seele.

Die nächsten Stunden des noch hellen Tages brachte er auf seinem Exerzierplatze zu. Der Hund, in froher Erwartung auf den langentbehrten Wurfzipsel, sprang lustig an ihm empor, lief bellend voraus und lehrte zu ihm zurück, als könne er die gewöhnliche Lektion kaum erwarten. Was mußte das arme Tier, daß ihm ein früher Tod so nahe bevorstand!

Endlich brach die Nacht herein. Florian köte Stunde um Stunde vom Villacher Kirchturm schlagen. Je näher Mitternacht heranrückte, desto aufgeregter wurde er. Furcht vor Ueberraschung bei seinem Werke und Furcht vor dem Werke selbst bemächtigten sich in gleichen Anteilen seiner Schneideseele. Sojar die Johannisfeuer, welche nach alter Sitte auf den Höhen rings um Villach brannten, waren ihm im Wege, als löane ihr Leuchten ihn verraten.

Es fehlte noch eine Viertelstunde an Mitternacht, als Florian klopfenden Herzens, Angstschweiß auf der Stirn und mit schlotternden Knien den Galgenbüchel hinaustroch. Eine solche Angst hatte er sein Lebtag nicht ausgestanden; ihm war's, als sollte er selbst gehängt werden. Oben angekommen, blickte er sich scheu um. Doch er war allein, die Nacht sternenhell; er konnte von seiner Höhe aus nirgends einen Menschen erblicken, auch in den Häusern an der Straße waren die Lichter erloschen.

Florian bückte sich und lockerte mit seinem Taschenmesser die Erde um die mittlerweise stattlich herangewachsene Pflanze und entfernte mit den Händen des Erdreich.

Damit ja keine Verwechslung, kein Irrtum

unterlief, grub er den Boden weiter im Umkreise auf; jedoch fand er nur dünne Grashämmchen, nirgends stieß er auf stärkeres Kraut. So konnte kein Zweifel obwalten, er hatte die richtige Pflanze gefunden.

Die dicke Wurzel wurde nur bis zur Hälfte bloßgelegt; tiefer durfte er nicht mehr graben, das Weitere mußte sein Hand besorgen.

Vorsichtig stopfte er sich sofort die mit Baumwolle überzogene Wackelohr in die Ohren, damit er den Todeschrei des Schatzjämders nicht hören löane. Dann rief er: „Caro, Caro! Daher!“

Der Hund, welcher bis nun vergeblich auf die ihm zukommende Wurst gewartet hatte, kam schweißwedelnd heran und ließ sich ahnungslos eine starke Schnur an seinen Schwanz binden.

Das freie Ende derselben widelte Florian um die Wurzel und machte dort einen starken Knoten; dann zog er die Wurst aus der Tasche, fuhr

damit dem Hunde nach früherem Muster mehrmals um die Nase und befahl ihm leise: Schön hüten. Der brave Hund gehorchte und legte sich an den Boden.

Florian stieg nun langsam den Hügel hinunter. Einige Male blieb er stehen und sah zurück, allein die Distanz schien dem surchtamen Kerl noch immer nicht groß genug.

Endlich auf etliche hundert Schritte hielt er an. Er wollte rufen, allein die Angst schnürte ihm die Kehle zusammen, daß er keinen Ton herausbrachte.

Sollte er an der Schwelle des Glückes Schiffbruch leiden?

Er raffte alle Energie, allen Mut, dessen er fähig war, zusammen, schloß die Augen, und —

Caro! kam's weit vernehmlich von seinen Lippen.

Ein infernalisches Gekühl, als ob alle Geister der Hölle losgelassen wäer, drang ihm trotz der Wackelkugeln in die Ohren, er verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er die feuchte scharfe Zunge seines braven Hundes, der ihm Gesicht und Hände leckte. Er richtete sich auf. Verändert hatte sich nichts um ihn, noch immer umgab ihn dunkle Nacht, die Sterne funkelten und glöherten wie früher am Himmel, kein Laut unterbrach die Stille. Caro sprang an ihm empor, mit dem Stumpfschwanz webelnd, so weit dies möglich war, dabei riß er mit dem Schwanz einen dunklen Gegenstand hin und her.

Nun kam Florian erst zum Bewußtsein. Er



Dort, wo das Stäbchen in den Boden gesteckt, trieb eine besonders saftige Pflanze empor.

griff nach der Schnur, die er am Schwanz an- gebunden hatte. Die ausgerissene Wurzel, noch mit Erde bedeckt, hing daran. Florian schnitt sie ab und reinigte sie von den anhängenden Erd- teilen. So eine merkwürdig aussehende Wurzel war ihm noch nie vor Augen gekommen. Am oberen Ende, wo die Krautblätter standen, mehr als daumensdick, lief sie weiter unten in zwei spitz zulaufende Enden aus. — Beim schwachen Sternenshimmer sah die weiße Wurzel aus wie ein menschliches Wesen mit Kopf und Füßen.

Er begriff nur nicht, warum der Hund lebendig geliebt, trotz des entsetzlichen Todes- schreies des Schatzmännchens, dessen grauen- hafter Ton ihm noch in den Ohren klang.

Um sicher zu gehen, stieg Florian noch ein- mal den Salgenbüchel hinauf und suchte den Boden noch einmal ab, allein auch diesmal fand er keine Wurzel, die der ausgerissenen an Länge und Stärke nur halbwegs gleich kam.

So war also die Springwurzel, der Ta- lismann, welcher ihn zu Reichtum und Glück verhelfen sollte, in sei- nen Händen, die Pro- phezeiungen der Kind- heit waren eingetroffen, dem Sonntagskinde war endlich sein Recht geworden!

Ihm schwindelte bei dem Gedanken an die Genüsse, welche ihm bevorstanden. Sorgfältig wuschte er die Wurzel ab, beschnitt die ihr anhaftenden Blätter und steckte sie in die rechte Hosentasche, welche er in Voraussicht auf seinen zu erwartenden Fund be- sonders tief und stark gemacht hatte.

Der brave Caro hatte noch immer seinen Lohn ausständig. Im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, sprang er bellend an seinem Herrn em- por und schnüffelte an der Rocktasche, welche die ihm bestimmten Lederbissen enthielt, als ob er sagen wollte: „Nun gib mir die Würst, die ich verdiene!“ Verdient hatte das gute Tier mehr als eine Würst. Das Herausziehen der fest steckenden Wurzel hätte ihm beinahe seinen Stum- melschwanz gelöst, und doch hatte er wacker aus- gehalten. Das Geheul, welches der Schmerz dieser Anstrengung ihm entlockt hatte, zeugte von der Größe seiner Aufopferung.

Doch nun kam die gemeine Denkungsart des vagabundierenden Schneiders in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zum Vorschein. Nur so lange er

seines Hundes bedurft hatte, dauerte die Freund- schaft. Nun er sein Ziel erreicht, die Spring- wurzel in der Tasche hatte, war ihm das Tier lästig, ein unnützer Fresser!

„Marsch Bestie,“ und ein Tritt traf den nichts böses ahnenden Hund, der auf solchen Gesinnungswechsel nicht vorbereitet, um ihn he- rumsprang. Nach Hundart dankbar und an- hänglich für die in letzten Monaten empfangene Nahrung nahm das Tier diese Mißhandlung nicht übel und kroch winselnd wieder an den Schneid. r heran. Den im Geiste schon in seinen Reichtümern schwelgenden Gefellen rührte dieses Zeichen treuer Anhänglichkeit gar nicht, er er- widerte es nur mit einem kräftigen Stechhiebe über den Rücken des Hundes. Das Tier heulte auf und blieb liegen. —

Florian nahm von den Klageklängen seines ehemaligen Freundes ebensowenig Notiz, setzte seinen Hut ins Genick und ging fürbaß auf dem

Wege dahin, auf wel- chem er vier Monate zuvor nach Villach und zum Schneider Lang gekommen war.

Da er es vornehm- lich auf Schätze abge- sehen hatte, die während der Franzosentriege verborgen wurden, wählte er zuerst jene Gegenden zu Arbeits- feldern, von denen er gehört hatte, daß dort

Franzosen durchgezogen seien. Deshalb forschte er im Kanaktal; als er dort nichts fand, ging er den Gailfluß abwärts in's Rosental an der Drau, denn auch dort hatten Franzosen wieder- holt gekämpft.

Trat er in ein Wirtshaus, so war seine erste Frage nach den Franzosen, ob sie sich in der Gegend länger aufgehalten, wo die Komman- danten im Quartier gelegen u. s. w. Meistens lachten die Leute den schwäbischen Wanderburschen aus, der so sonderbare Fragen stellte, manchmal erhielt er wirkliche Auskunft. Dann zog er auf den ihm bezeichneten Feldern kreuz und quer herum und wartete, ob ihm die Springwurzel nicht aus der Tasche hüpfen würde.

Allein die Springwurzel rührte sich nicht! —

Schon lange waren die wenigen Gulden ver- braucht, die er sich in Villach durch ehrliche Ar- beit verdient und das Fechten in Dörfern und Bauernhöfen hatte wieder begonnen. Florian sah genau so verkommen und elend aus, wie da-



Als er wieder zu sich kam, fühlte er die feuchte scharfe Zunge seines braven Hundes.

mals, als er im roten Döfen eingetreten. Seine sanguinische zuversichtliche Stimmung war in düstere Melancholie umgeschlagen. Oft nahm er die schon etwas eingetrocknete Wurzel heraus und betrachtete sie misstrauischen Blickes. War das wirklich eine Springwurzel? oder hatte er einen Fehler begangen beim Ausgraben, da der Hund lebend geblieben? Was konnte die Ursache sein, daß die Wurzel nicht funktionierte? Er wußte keine Antwort darauf zu geben.

Bei diesem Wanderzuge war er nun bis ins untere Rosental nach Ferlach gekommen. Den Vormittag über war er auf den Aekern herumspaziert, wo anno 1809 heisse Gefechte stattgefunden hatten. Die Wurzel versagte wie gewöhnlich ihren Dienst und Florian saß um die Mittagsstunde müde, trostlos und verzweifelt in dem Wirtshause an der Ueberfuhr, einen Krug sauren Steinbieres neben sich.

Da schritt ein junger Wanderbursch die Straße herauf, gut gekleidet, einen gefüllten Kragen am Rücken.

„Grüß Gott Gesellschaft,“ rief er dem Schneider von der Straße aus zu, „hast a Platz neben Dir? Ich bin a Tischler und kumm übern Loibl von Laibach her, wo ich a Jahr gearbeitet hab“.

Knurrend wie ein im Fressen gestörter Hund, rückte der Schneider vor dem herangetretenen Kameraden zur Seite.

Dieser rief die Kellnerin und bestellte sich Bier und Esser. Der Schneider sah scheel auf den jung und kräftig aussehenden Menschen, trank seinen Bierrest aus und rüstete sich zum Gehen.

„Warum willst denn schon fort,“ fragte der Tischler.

„Hab' ka Geld zum Dasitzen,“ entgegnete mürrisch der Schneider.

„Macht nix, heut' zahl' i. Noch a Bier her“, schrie der Tischler dem Schätmädchen zu. Dieses rührte sich jedoch nicht; es mochte der Zahlungsfähigkeit der Gesellen nicht recht trauen. Der Tischler zog nun aus seinem Beutel zwei Silberzwanziger, die damals landläufige Münze, und warf sie auf den Tisch. „So, das werd'n wir verputzen. Bringens meinem Kameraden was zum Essen.“

Sofort kam nun das Begehrte. Der Schneider, welcher sich schon seit Wochen nicht satt ge-

gessen, griff tapfer zu. Es dauerte nicht lange, bis er mit der ihm vorgelegten Riesenportion von Geselchtem reinen Tisch gemacht und dazu einen halben Brotlaib verschlungen hatte. Als er gesättigt war, ließ der Tisch er Wein bringen und nun tauschten beide Gesellen ihre Erfahrungen aus, die sie auf ihren Wanderschaften in Stadt und Land gemacht hatten.

„Warum gehst nit in d'Arbeit, wannst ka Geld hast,“ fragte der Tischler.

Florian bemäntelte zuerst sein Scheimnis, eigentlich seine Faulheit, mit allerhand Ausreden. Doch gar lange konnte er es nicht für sich behalten. Der ungewohnte Weingenuß machte ihn redselig und mitteilbar; bald offenbarte er dem

Tischler die Ursache, warum er nicht arbeite und das Scheimnis seiner Springwurzel.

Anfangs hörte ihm der Tischler zu, ohne eine Miene zu verziehen, endlich brach er in ein schallendes Gelächter aus.

„Na, die Bauern ham di schön z'm Narren g'halten,“ rief er, „da kannst verhungern, bis Du an Schatz findest.“

Beleidigt über die unerwartete Wirkung seiner Mitteilung zog Florian die Wurzel aus der Tasche und reichte sie dem Tischler. Dieser schaute sie neugierig an, drehte sie nach allen



Der Tischler nahm das Reibeisen in die linke, die Wurzel in die rechte Hand und rieb kräftig drauf los

Seiten und führte sie endlich zur Nase.

„Dös is also Dei Springwurzel,“ ein schelmisches Lächeln zuckte dabei um den Mund des hübschen Burschen. „I hätt's für was anders g'halten. Kellnerin,“ wandte er sich zu dem an der Tür stehenden Mädchen: „Wenn's a Reibeisen ham, bringen's es a bissel her.“

Die Kellnerin brachte das Reibeisen. Der Tischler nahm es in die linke, die Wurzel alsdann in die rechte Hand und bevor Florian es verhindern konnte, rieb er kräftig drauf los. Eigentümlich scharf riechende Fasern fielen unterhalb des Eisens auf den Tisch.

Der Tischler griff danach, roch daran und hielt dann das Geriebene auch Florian unter die Nase. „No i hab's ja g'wußt, mei Mutter is

nit umsonst a Kräutlerin am Naschmarkt; das is la Springwurzeln, sondern a Krennwurzeln!“ \*)

Während dieses Vorganges saß der Schneider regungslos da und schaute wie hypnotisiert zu, als der Tischler sein Heiligtum zerbrach und zerrieb. Das Blut trat ihm aus den Wangen, verstärt und mit bebenden Lippen hörte er zu, wie der Tischler ihn schonungslos aufklärte.

\*) Meerescttig.

Der bekannte Geruch stieg auch ihm in die Nase, gegen diesen Wahrheitsbeweis gab's keine Einwendung.

Mit einem Mal sprang Florian auf, stieß den Tisch so heftig zurück, daß er unfiel und rannte wie besessen gegen die Drau. — Ein Sprung, ein Plumpser und Florian war in dem reißenden Flusse verschwunden.

Armes Sonntagskind! —

## Das goldene Spiel.

Eine Tiroler Geschichte von Franz Wichmann.

Wo aus dem düsteren, sagenumwobenen Paznauntal hervorschäumend die wilde Trisanna der munteren Rosanna in der flinken Arme springt, um dann, als Sanna mit dem Schwesterflusse vereint, durch das erweiterte Stanzertal dem breiten Inn zuzufließen, bietet sich dem Auge eins der gewaltigsten Naturbilder Tirols.

Vom grünspannenden, hohen Felsenriegel, der den Eingang des Tals wie eine trotzig Schildwache hütet, ragt das altersgraue Gemäuer des ruinenhaften Schlosses Wiesberg auf, hinter dem sich die schneebedeckten Gipfel der wilden Paznaunerberge coalfsenartig ineinander schieben. Mit Schauer blickt der Reisende, der auf der Arlbergbahn über die 86 Meter hohe Eisenbrücke hinrollt, in die greusige Tiefe, wo zwischen tannendunklen Felsenänden der gischende Bergstrom perlend um bemooste Steinblöcke rauscht. Winzig wie ein Spielzeug nimmt sich unter diesem von zwei steinernen Riesenspeisern getragenen Viadukt die alte, gedeckte und vermoderte Holzbrücke aus, die tief im Talgrund auf schwachen Stützen den Fluß überspannt.

Vor Jahren, als nur ein mühsam an den Steilhängen auf- und abkletternder Saumpfad in das Paznauntal führte, ging über sie der einzige Weg, doch jetzt, seit dem neuen bequemen Straßenbau von Pians her, seit Post und Telegraph das weltentlegene Tal erschlossen haben, vertraut sich dem brüchigen Bauwerk nur noch selten ein Wanderer an. Ueber wohl hält er im Gasthaus „Zur Bruck“ Einkehr, das sich nicht umgehen läßt und vor dem ein schwarzgelber Schlogbaum an den zu zahlenden Straßenzoll mahnt.

Das war auch bei dem Fremden der Fall,

der an einem sonnigen Spätnachmittag im Herbst den schmalen Fußweg vom Steighof herunterkam und in das walddunkle Tal eintreten wollte. Nachdem er eine Weile gewartet, ohne daß sich am Fenster Jemand zeigte und die Schranke öffnete, verlor er die Geduld und entschloß sich, das Wirtshaus zu betreten, aus dem frohe Stimmen, Gläserklirren und Jauchzen über die Straße tönten. Vielleicht ließ sich gerade da, wo der Wein die Zungen gelöst hatte, sein Ziel am leichtesten erreichen.

Im Hausgang stieß er auf den Wirt, der einen schweren Weintrug schleppte.

„Entschuldigen's, daß i Jhna hab warten lassen mit dem Zoll, aber wissen's, der Sigelshauer feiert heut' da herin mit Freunden und Bekannten seine Hochzeit und da hab'n ma alle Händ voll zu schaffen.“

„So wird's wohl für mich kein Plätzchen mehr geben?“

„Wohl, wohl, gengen's nur eina — neben dem Hammerl Toisel is schon no a Stuhl frei.“

Der Eintritt des Fremden, dessen Gruß man freundlich erwiderte, erregte zu dieser Jahreszeit, in der Touristen sich nur noch spärlich einstellten, allgemeine Aufmerksamkeit.

Die Hochzeitsgesellschaft, die schon seit dem Vormittag beim Essen saß und eben bei Rüdela mit eingemachtem Kalbfleisch angekommen war, begann zu flüstern und verwundert herüber zu sehen.

„Laßt Euch nicht stören, Leute,“ sprach der Anlömmling, seinen braunen Vollbart glatt streichend und bestellte Wein und Schinken.

„Kommt's wohl von der Parseierspitz oder vom Tirol, Herr?“ fragte ein schmucker, doch